1,60 DM / Band 261
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Vom Teufel besessen

Belgien F 35 · Frankreich F 5.- · Italien L 1100 · Luxemburg F 35 · Niederlande f 2.- · Schweden kr 5.- i.m. · Spanien P 90



Vom Teufel besessen

John Sinclair Nr. 261

von Jason Dark

erschienen am 05.07.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Vom Teufel besessen

Der Mann betrat die Boutique kurz vor Ladenschluß, als Isabella Norton bereits den Schlüssel in der Hand hielt, um die gläserne Eingangstür abzuschließen. Wir haben schon geschlossen, wollte sie sagen, die Worte blieben ihr buchstäblich im Halse stecken, denn der Manns schaute sie mit einem Blick an, der tief in ihre Seele hineinbrannte. Die rotblonde Frau zuckte zurück. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Mit fast 40 Jahren hatte sie so ziemlich alle Höhen und Tiefen des Lebens hinter sich gebracht, zwei Scheidungen überstanden und sich von dem Geld die Boutique einrichten können, nun war sie sprachlos. Und ein Gefühl der Furcht kam hinzu. Dieser Mann flößte ihr Angst ein. Zwei Schritte vor der Tür blieb er stehen und hatte nur Augen für sie. Isabella fühlte sich unter dem Blick wie ausgezogen. Unsichtbare Fingerspitzen schienen über ihren Rücken zu laufen. Das war kein Kunde - niemals!

Sie hatte einen Blick dafür, wer bei ihr einkaufen wollte. Zumeist waren es Frauen. Wenn Männer mitkamen, dann traten sie erstens anders auf und besaßen zweitens auch immer einen leicht gequälten Gesichtsausdruck, weil ein Einkauf bei Isabella immer stark ins Geld ging.

Zweimal mußte sie Luft holen, bevor sie die Frage stellen konnte, die ihr auf dem Herzen lag. »Wer…wer sind Sie?«

Der Mann lächelte, bevor er einen Satz so locker dahinsagte. »Ich bin der Teufel!«

***

Ein Witzbold!

Diesen Gedanken hatte Isabella zuerst. Das kann nur ein Witzbold sein, der so etwas sagt. Sie wollte die passende Erwiderung geben, als sie schluckte.

Nein, der Mann nicht. Dieser Typ machte keine Scherze, dem war es ernst, er war gekommen, um etwas von ihr zu fordern.

Geld?

Ein Dieb, ein Einbrecher, ein Gangster. So mußte es sein. Sicherlich hatte es sich herumgesprochen, daß ihre täglichen Einnahmen nicht gerade gering waren, und Menschen waren schon für weniger als zehn Pfund in London umgebracht worden.

Irgendwann mußte es ja passieren. Bisher war alles gutgegangen, dank einer hervorragenden Alarmanlage, doch nun hatte man sie erwischt.

Gefährlich sah der Mann aus. Ihm war anzumerken, welch eine Macht er besaß. Mit einem Blick nur konnte er die Kontrolle über seine Mitmenschen bekommen.

Ein Teufel?

Isabella Norton hatte sich den Teufel immer anders vorgestellt. Als ein ziegenköpfiges bockbeiniges Wesen, das nach Schwefel stank, aber keinen dunkelgrauen Zweireiher mit Nadelstreifen trug, dazu ein weißes Hemd und eine dezent gestreifte Krawatte. Sein Haar war schwarz, ziemlich kurz geschnitten, dennoch dicht gelassen. Auf den Wangen glaubte die Frau, den Schatten eines Barts zu sehen. Wie zwei Striche wirkten die ebenfalls dunklen Augenbrauen, sie hoben sich von der helleren Haut stark ab, und die Pupillen der Augen erinnerten an düstere Perlen.

Sah so ein Dieb aus?

Auch diese Theorie brach innerhalb von Sekunden zusammen. Isabella Norton wollte daran nicht glauben, dieser Mann mußte einen anderen Grund für sein Kommen haben.

»Sie sind also der Teufel«, stellte sie mit rauher Stimme fest.

»Stimmt genau.«

»Und was wollen Sie hier?« Isabella hatte sich entschlossen, auf das Spiel einzugehen. »Gehören Sie nicht in die Hölle, Mr. Teufel?«

Ein knappes Lächeln umspielte die Lippen des Mannes. Die Augen erreichte es nicht. Sie blickten kalt und starr. »Aus der Hölle komme ich geradewegs«, erklärte er. »Und ich hatte mir vorgenommen, Sie zu besuchen.«

»Das ist gut.« Allmählich gewann Isabella ihre Fassung wieder zurück.

»Möchten Sie etwas kaufen? Vielleicht ein kleines Geschenk für Frau oder Freundin? Ich habe eigentlich schon geschlossen, aber für Sie mache ich eine Ausnahme.«

»Ich will nichts kaufen.«

»Was wollen Sie dann?« Isabella wurde wütend.

»Dich!«

Das Wort war scharf und hart ausgestoßen worden, und die Sicherheit der Boutique-Besitzerin brach zusammen wie ein Kartenhaus. Jetzt hatte sie wieder Angst, und sie ging unwillkürlich zwei Schritte zurück, wobei sie einen Arm hob. Ihre Hand preßte sie dorthin, wo sie den Herzschlag spüren konnte, der auf einmal seltsam hämmerte.

Reiß dich nur zusammen! Laß dich nicht verrückt machen! So dachte die Frau und atmete hart und heftig. Obwohl es ihr schwerfiel, überwand sie sich und sprach den vor ihr stehenden Kunden an.

»Verlassen Sie meinen Laden. Und zwar auf der Stelle. Ich will Sie hier nicht mehr sehen!«

Der Besucher lächelte nur spöttisch. Dann ging er vor, wobei der lindgrüne Teppichboden seine Schritte zur Lautlosigkeit dämpfte. Er blieb neben einem fahrbaren Ständer stehen, streckte seinen linken Arm aus und faßte nach einem Rock, der weit geschwungen war und dessen Stoff er durch die Finger laufen ließ.

»Wäre doch schade um das alles hier«, sprach er, ohne sich um die Aufforderung der Inhaberin zu kümmern.

»Ich rufe die Polizei!« stieß Isabella hervor.

»Bitte.«

Der Mann deutete mit der Hand auf den kleinen Holzschreibtisch, auf dem unter anderem auch das Telefon stand.

Isabella Norton war geschockt. Damit hätte sie nicht gerechnet. Hatte der Mann keine Angst?

Sie ging zurück und drehte sich dabei zur Seite. Okay, sie hatte ihn gewarnt, und sie wollte ihren Vorsatz auch in die Tat umsetzen.

Der Mann blieb stehen und schaute gelassen zu, wie sie den Hörer in die Hand nahm. Sie schielte den Besucher an, während sie gleichzeitig die Nummer eintippte.

Die Taste für die letzte Zahl hatte sie noch nicht berührt, als etwas

geschah, das sie fast bis in den Wahnsinn trieb.

Der rote Hörer veränderte sich. Der Kunststoff in ihrer Hand wurde zu einer widerlich weichen Masse, die zwischen ihren Fingern hervorquoll.

Wie zäher Sirup sah das Zeug aus, das über ihren Handrücken rann, die Uhr bedeckte und zwischen Haut und Ärmel verschwand.

Mit einem Schrei auf den Lippen fuhr Isabella Norton herum. Sie schüttelte den Kopf, ihre rotbraunen Haare flogen, und sie hörte den unheimlichen Besucher lachen, bevor er fragte: »Wollten Sie nicht telefonieren, Isabella?«

Hohn! Der reine Hohn sprach aus diesen Worten. Der Kerl wußte genau, daß es nicht ging. Irgend etwas hatte den Apparat zerstört, er war nur noch eine weiche, warme Masse, die man kneten konnte.

»Was ist da geschehen?« hauchte sie. »Verflucht, wie ist das möglich?«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich der Teufel bin, Gnädigste!«

Pfeifend saugte Isabella die Luft ein. »Den Teufel gibt es nicht!« schrie sie. »Verdammt, das ist eine Erfindung! Es gibt keinen Teufel! Hören Sie auf!«

»Sie müssen es ja wissen..« Der Besucher blieb gelassen. »Wollen Sie noch eine Kostprobe?« Er kam langsam näher.

»Nein!« keuchte Isabella. »Nein, auf keinen Fall. Hauen Sie ab, verschwinden Sie! Ich…ich…«

»Wirst du mir gehören?« Er war jetzt so nahe herangekommen, daß Isabella Norton nicht mehr ausweichen konnte, denn sie stieß mit der Hüfte gegen ihren Schreibtisch.

Der Mann stand dicht vor ihr. Sein Blick bohrte sich in ihre Augen, und dann hob er die Arme an.

Die Frau spürte seine Hände an ihrer Taille. Sie trug eine weiße Bluse aus Baumwolle und einen pechschwarzen Rock.

Kalte Hände besaß der Mann. Sie glitten höher und näherten sich ihrer Brust.

Isabella vereiste innerlich. Sie stellte sich auf Abwehr ein, ihre Hände hatte sie gedreht und die Ballen auf den Schreibtisch gestützt. So weit wie möglich beugte sie sich zurück, und sie spürte seine Finger jetzt auf ihren Brüsten.

Nicht daß sie prüde gewesen wäre, nein, das auf keinen Fall, aber diese Anmache ekelte sie an. Was nahm dieser Kerl sich überhaupt heraus, und er grinste sie dabei noch lüstern an.

Mit routinierten Bewegungen ließ er seine Hände über ihren Körper gleiten. Er drückte sie immer weiter zurück, und Isabella spürte, wie ihr dunkler Wickelrock an der rechten Oberschenkelseite aufklaffte.

Die Frau konnte sich nicht mehr halten. Jetzt würde sie von dem Kerl auf den Rücken gelegt werden.

Und das an einer belebten Straße, dachte sie. Es passierten doch Menschen das Eckgeschäft mit der großen Schaufensterscheibe, und sie schauten auch in das Geschäft, aber Hilfe bekam sie nicht.

Sie ruckte weiter zurück. »Lassen Sie mich los!« keuchte sie. »Sie… Sie tun mir weh…«

Der Mann lachte nur. Er hatte seinen Mund geöffnet, und Isabella glaubte, einen Schwefelgeruch wahrzunehmen, der über die Lippen des Mannes wehte.

Etappenweise rückte sie mit den Händen zurück. Und plötzlich lag ihr rechter Handballen auf etwas Hartem aus Metall.

Sie wußte sofort, daß es eine Schere war. Eine lange Stoffschere mit sehr scharfen Spitzen.

Wenn alles nichts half, dann…Automatisch riß sie ihr Knie hoch, als der Mann sie noch weiter nach hinten drücken wollte.

Und sie traf.

Er hätte jetzt schreien müssen. Jeder an seiner Stelle hätte geschrien, nicht dieser Besucher. Er starrte die Frau nur an, während er sie losließ und zurückging.

Tief holte sie Luft. Sie fühlte sich von einem Druck befreit, drängte ihren Oberkörper vor und hielt plötzlich die Schere in der rechten Hand. Beide Schenkel lagen zusammen, sie bildeten eine Linie, und Isabella Norton hob den rechten Arm.

»Wenn du nicht verschwindest, du Bastard, dann steche ich zu!« zischte sie, wobei sie sich selbst über die Worte wunderte, die aus ihrem Mund drangen.

»Du willst mich töten?« höhnte der Mann.

»Bei Gott, ich tu's!«

»Laß das Wort aus dem Spiel!« erwiderte der Typ und warf sich urplötzlich vor.

Damit hatte Isabella Norton nicht gerechnet. Sie konnte nicht so schnell weg, und sie hielt zudem noch die Schere in der rechten Hand. Der andere machte auch keinerlei Anstalten, auszuweichen, und das Unglück war nicht mehr aufzuhalten.

Er fiel nicht nur gegen sie, sondern auch gegen die Schere in ihrer Hand.

Tief drang die zweckentfremdete Waffe in den Körper des Mannes.

Isabella Norton ließ die Schere so heftig los, als wäre sie glühend geworden. Dann drückte sie mit den Knien den Oberkörper des Mannes nach hinten, der auf den Rücken fiel und liegenblieb.

Die Schere steckte in seiner Brust.

»Mörderin!« flüsterte die Frau, »ich bin eine Mörderin. Niemand wird mir glauben, daß es ein Unfall war, niemand…« Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und begann zu weinen…

***

In Hongkong war sie geboren worden und auch aufgewachsen, doch in London fühlte sie sich am wohlsten. Vor allen Dingen deshalb, weil sie mit ihrem Partner, dem Inspektor Suko, zusammenlebte und sie in der Millionenstadt schon zahlreiche Freunde gefunden hatte.

Die Rede ist von Sukos Freundin Shao, der bildhübschen Chinesin mit den langen Haaren.

Zu ihren gemeinsamen Freunden gehörten die Conollys. Sheila, Bill und der kleine Johnny. Shao und Sheila verstanden sich prächtig, sie verbummelten so manchen Nachmittag in der Stadt und schauten in zahlreiche Geschäfte hinein, denn Sheila Conollys Interesse an Mode war groß. An diesem Spätnachmittag im März hatten die beiden Frauen schon einiges hinter sich und waren auch mit Tüten beladen, als sie sich in einem kleinen Bistro-Café zum Ausruhen niederließen.

Zahlreiche Männer drehten sich um, als die Frauen das Lokal betraten.

Sie waren auch zu unterschiedlich. Die eine blondhaarig, die andere schwarz und exotisch anzusehen. Ein krasser Gegensatz, und doch paßten sie irgendwie zusammen.

Sheila schlüpfte aus ihrer Jacke. Ein Ober kam und nahm sie ihr ab.

Auch Shao wurde von ihrer Jacke befreit, danach ließen sich beide Frauen an einem runden, weiß gestrichenen Tisch nieder und stellten die Pakete auf den dritten freien Stuhl.

Shao und Sheila streckten die Beine aus. Sie atmeten erst einmal tief durch.

»Das tut gut«, stöhnte Sheila. »Meine Güte, haben wir einen Marsch hinter uns.«

»Da sagst du was.«

Der Kellner kam und fragte nach den Wünschen. »Kaffee«, sagte Sheila und schaute Shao dabei an. »Du auch?«

»Gern.«

»Also zwei Kannen.«

»Auch etwas zu essen?«

»Später vielleicht.«

»Gut, wie Sie wünschen.« Der Kellner verschwand wieder.

Das kleine Lokal lag günstig. In der Nähe befanden sich zahlreiche Geschäfte, unter anderem auch Boutiquen, Läden mit Kunstgewerbe-Artikeln, Porzellan-Geschäfte und Buchläden.

Zudem lag alles nahe der berühmten King's Road und nicht weit vom Chelsea Antique Market entfernt.

»Wohin willst du denn jetzt noch?« fragte Shao, als der Kellner den Kaffee gebracht hatte. Die schwarze Brühe wurde in hohen, weißen Tassen serviert und dampfte.

Sheila nahm einen Schluck, bevor sie die Antwort gab. »Nur noch bei Isabella vorbeischauen.«

»Und wer ist das?«

»Isabella Norton führt eine Boutique. Sie hat immer sehr schicke Sachen. Ich habe mir dort eine Bluse zurücklegen lassen, die wollte ich eigentlich anprobieren und abholen.«

Shao verzog die Mundwinkel. »Müssen wir da sehr weit laufen?« fragte sie.

Sheila blieb ernst bei der Antwort. »Mit einem Taxi können wir nicht fahren.«

»Weshalb nicht?«

»Weil sie ihr Geschäft genau gegenüber hat.« Sheila lachte und strich ihren locker fallenden Pullover glatt.

Shao aber drehte sich nach rechts und schaute durch die Scheibe. Es war ein trüber Tag in London. Bis zum Mittag hatte es Nebel gegeben, und auch jetzt fuhren die Wagen mit Licht. Obwohl es noch nicht dunkel war, spiegelten sich die Scheinwerfer bereits in den Scheiben der Schaufenster und erschwerten die Sicht.

Auch Sheila drehte sich. »Das ist der Eckladen mit dem schmalen Parkstreifen vor dem Eingang.« Sie nahm noch einen Schluck.

»In dem Laden war ich noch nie.«

»Na ja, ich bin auch nur durch Zufall darauf gekommen. Du weißt, daß ich mich mal für Mode interessiert habe und selbst einmal ein Geschäft eröffnen wollte, aber das ging ja in die Hose.«

»Wegen Lady X, nicht wahr.«

»So ungefähr«, gab Sheila zu.

»Hast du den Plan eigentlich völlig aufgegeben?« fragte die Chinesin.

Sheila behielt, die Tasse in beiden Händen und schaute Shao über den Rand an. »Na ja«, gab sie zurück. »Eigentlich nicht. Aber wenn ich an den Streß und die Hetze denke, die so eine Ladenkette mit sich bringt, dann schrecke ich davor zurück.«

»Du kannst dir ja gute Geschäftsführer und Manager nehmen. Wie bei deinem Konzern.«

Sheila stellte die Tasse ab und bewegte abwehrend beide Hände. »Das kannst du nicht vergleichen, Shao. Mode würde mir Spaß machen, aber ich wäre zuviel unterwegs und müßte Johnny allein lassen.«

»Da hast du recht.«

Sheila lachte. »Also streichen wir vorerst die Modepläne. Ich bleibe weiterhin Käuferin.«

»Essen wir noch etwas?«

»Nein.« Sheila deutete auf ihren Bauch. »Ich muß sowieso abnehmen, aber du kannst dir ruhig etwas bestellen.«

Shao hob die Schultern. »Ich hätte schon Hunger auf ein Sandwich.«

»Nichts wie ran.«

»Haben wir denn Zeit?«

»Klar, Isabella schließt erst in zwanzig Minuten. Wenn sie schon zu hat, klopfe ich eben.«

»Okay.« Shao bestellte und bekam wenig später ihr Sandwich mit Käse.

Beide Frauen schenkten Kaffee nach und kamen richtig ins Klatschen.

Sie sprachen vor allen Dingen über ihre Männer, beschwerten sich manchmal gegenseitig, weil sie zu wenig zu Hause waren, und als Shao auf ihre Uhr schaute, erschrak sie.

»Was ist los?« fragte Sheila.

»Du wolltest doch pünktlich…«

Sheila lachte. »Das hatte ich ganz vergessen. Ist der Laden denn schon dicht?«

»Er wird wohl gerade geschlossen.«

Sheila schaute durch die Scheibe. »Licht brennt noch«, sagte sie. »Und ich glaube, da ist auch ein Kunde im Laden. Spielt auch keine Rolle. Isabella nimmt es sowieso nicht genau mit den Ladenschlußzeiten.« Sie winkte dem Kellner und bat um die Rechnung.

Shao zog bereits ihre Steppjacke über und brachte Sheilas mit.

Zusammen mit den Tüten verließen die beiden Frauen das Bistro-Lokal und kümmerten sich nicht um die anmachenden Worte der Männer, an deren Tischen sie vorbeigingen.

Da es in der unmittelbaren Nähe keine Ampel gab, mußten die beiden Frauen eine Lücke im Verkehrsstrom abwarten, um die Straße überqueren zu können.

Das kostete abermals zwei Minuten. Im Laufschritt schafften sie es schließlich.

»Wir werden noch mal sportlich!« rief Shao prustend und warf ihre lange Haarflut zurück.

»Klar, denn wer rastet, der rostet.«

Sheila ging voraus, und die Chinesin folgte ihr.

Nur noch ein paar Schritte waren sie von der Boutique entfernt, als sie, wie vor eine Wand gelaufen, stehenblieben. Ihre Augen wurden groß, und Shao flüsterte schreckensbleich: »Das darf doch nicht wahr sein…«

***

Ich habe gemordet!

Dieser eine Satz brannte wie eine Anklage in ihrem Gehirn. Immer wieder. An nichts anderes konnte Isabella Norton denken Sie stand bewegungslos auf dem Fleck, hielt den Kopf gesenkt und starrte mit leeren Blicken auf den Toten.

Die Knie waren ihr weich geworden. In den Augen brannte es, doch es wollten keine Tränen kommen. Der Gedanke an eine polizeiliche

Untersuchung machte ihr zu schaffen. Sie dachte auch an die Folgen, die schlimm sein konnten.

Verhör — Gerichtsverhandlung — Verurteilung.

Was würde man ihr geben? Zehn Jahre, zwanzig? Wenn sie diese Zeit hinter sich hatte, war sie eine völlig gebrochene Frau. Es fiel ihr schwer, den Blick von der leblosen Gestalt zu wenden und in Richtung des Schaufensters zu sehen. Hatte es Zeugen für diesen Vorfall gegeben?

Bisher nicht. Jedenfalls konnte sie niemand entdecken, der am Fenster stand, um seinen Blick in das Innere des Ladens zu werfen. Sie war allein mit der Leiche.

Und plötzlich kam ihr eine Idee. Gelesen hatte sie in manchem Krimi, daß Mörder ihre Opfer des öfteren verschwinden ließen. Sie verbrannten sie oder warfen sie in einen Fluß.

Dieser Gedanke kam Isabella ebenfalls, und sie erschrak sogar darüber.

Es rieselte kalt ihren Rücken hinab, ihr Herzschlag hämmerte wieder hart und fordernd, und sie dachte daran, daß sie den Toten in den Keller schaffen mußte.

Erst einmal.

»Ja!« hauchte sie und nickte entschlossen. »Ja, ich mache es. Ich will meine Existenz nicht aufs Spiel setzen. Es wird mir keiner glauben, daß es Notwehr war, ich kenne die Gerichte. Ich…« Sie unterbrach sich selbst und drehte sich um.

Zum Keller hinunter führte eine Wendeltreppe mit Holzstufen. Der Raum unten war nicht sehr groß. Isabella Norton hatte ihn als Lager eingerichtet. Dort waren die eingekauften Stoffe und Tücher aufbewahrt, die sie bei Bedarf an ihre Näherinnen weiterleitete. Diese Damen schneiderten ausschließlich nach den Entwürfen der Boutiquebesitzerin.

Einen Vorhang mußte sie zur Seite ziehen. Er deckte die Treppe zum Verkaufsraum hin ab.

So rasch es ging, lief sie die Stufen hinab. Ihre hohen Absätze störten dabei ein wenig, zudem war sie aufgeregt und wäre fast gefallen. Es gab im Keller zwei Räume, das Stofflager und eine kleine Küche.

An der Hinterseite des Hauses existierte auch noch eine Außentreppe.

Sie mündete in einen Hof, an dem die Rückfronten zahlreicher Geschäfte lagen. Es gab auch Einfahrten zur Straße hin. In der Nacht wollte sie die Leiche im Jaguar verstauen und mit dem Wagen an ein einsames Stück der Themse fahren.

Isabella betrat den größeren Kellerraum. Sie machte Licht und schaute sich um. So offen wollte sie die Leiche nicht liegen lassen. Auf dem Boden lagen Stoffreste. Sie sah auch einen großen Karton. Er war ebenfalls mit Stoffen und Wolle gefüllt. Beides räumte sie zur Seite,

um Platz für die Leiche zu schaffen.

Als sie dies hinter sich hatte, lief sie die Treppe wieder hoch. Ihr Atem hatte sich beschleunigt. Schweiß lag auf ihrem Gesicht und rann ebenfalls den Rücken hinab.

Vor ihr lag eine Aufgabe, die sie am meisten fürchtete. Sie mußte den leblosen Körper nach unten schaffen. Dabei schüttelte sie sich, als sie daran dachte, aber es gab keine andere Möglichkeit.

Isabella Norton ließ die Treppe hinter sich. Mit Schrecken fiel ihr ein, daß sie nicht abgeschlossen hatte. Wenn jetzt noch ein Kunde gekommen war, dann…

Wie vor eine Mauer gerannt, blieb sie stehen. Ihre Augen weiteten sich ungläubig, denn das, was sie zu sehen bekam, durfte nicht wahr sein.

Der Tote war verschwunden!

***

Hatte sie beim erstenmal noch voller Entsetzen auf der Stelle gestanden und die Leiche angestarrt, so begann sie plötzlich zu lachen. Ja, sie lachte, und es hörte sich irre an, dieses Gelächter, das sie ausstieß. Sie schüttelte dabei den Kopf, die langen Haare flogen, und sie schlug mehrmals die Hände vor ihr Gesicht.

»Verrückt!« flüsterte sie. »Das ist völlig verrückt.« Langsam ließ sie die Arme sinken. »Ich habe keinen erstochen, es gibt keine Leiche, das alles war ein Traum, Einbildung, Halluzination.« Um sich selbst zu bestätigen, nickte sie.

Aber war es das wirklich?

Einen Moment später begann sie wieder zu zittern. Da stoppte ihr Lachen, und das Gesicht veränderte sich.

Die Augen hatte sie weit aufgerissen, die Zunge fuhr über die spröden Lippen, und eine heiße Welle schoß in ihrem Innern hoch.

Nein, die Leiche war keine Einbildung gewesen. Sie hatte dem Kunden die Schere in den Leib gestoßen. Zudem mußte auf dem Boden Blut zu sehen sein.

Isabella bückte sich, schaute genauer hin und sah kein Blut. Der Teppichboden war sauber. Sie entdeckte keinen einzigen Flecken.

Das bereitete ihr Angst. Ihr Gesicht verzog sich, und sie sah aus, als wollte sie jeden Moment anfangen zu weinen.

Keine Einbildung! Nie war sie das gewesen. Die Leiche hatte dort gelegen, wo sie jetzt stand, daran gab es nichts zu rütteln.

Und nun?

Sie schaute zur Tür, als würde sie von dort eine Antwort bekommen.

Aber da tat sich nichts. Alles blieb still. Sie wußte auch nicht, ob jemand gekommen war und die Leiche weggeschafft hatte…

Wieso eigentlich Leiche?

Vielleicht war der Mann gar nicht tot gewesen und hatte dies nur gespielt.

Auf einmal begann sie zu lachen und nickte. So ähnlich mußte es gewesen sein. Klar, er war nicht tot gewesen, hatte sie reingelegt und war einfach gegangen.

Ein dumpfes Geräusch riß sie aus ihren Gedanken. Sie schaute nach rechts und sah hinter einem der fahrbaren Ständer etwas auf dem Boden liegen und blitzen.

Eine Schere.

Die Mordwaffe!

Jemand hatte sie dorthin geworfen. Einer, der sich versteckt hielt, und das konnte nach Isabellas Meinung nur der angeblich Tote gewesen sein.

Sie traute sich nicht, sich zu bücken, um an der Unterseite des fahrbaren Ständers durchzuschauen, denn dann hätte sie die Füße der Person sehen können, die unter Umständen an der anderen Seite lauerte.

Schritte!

An der gegenüberliegenden Seite des Ständers klangen sie auf. Sie waren leise, kaum zu hören, schleichend und gleichzeitig über den Teppichboden schabend.

Isabella erstarrte fast vor Angst. Obwohl sie den Mann noch nicht wieder gesehen hatte, war sie sicher, daß es sich nur um den Totgeglaubten handeln konnte.

Und er kam…

Er würde sich rächen, würde die Schere nehmen…

Plötzlich war er da. Wie ein schneller Schatten huschte er heran und um den Ständer herum, so daß sich die beiden auf Körperlänge gegenüberstanden.

Sie starrten sich an.

Blicke bohrten sich ineinander. Isabella wünschte sich weit weg. Fort von hier, auf einer Insel, wo niemand sie hörte, sah oder störte. Aber das war nicht möglich. Sie mußte dem »Toten« Tribut zollen und blieb stehen.

Allmählich weiteten sich ihre Augen, und sie starrte dorthin, wo die Schere getroffen haben mußte. Eigentlich hätte sie Blut sehen müssen.

Dick und rot mußte es doch aus der Stichwunde quellen, aber da war nichts.

Nur ein Loch im Anzug, wo die aneinandergelegten Schenkel der Schere getroffen hatten. Sie schüttelte sich vor Entsetzen. Nach Erklärungen zu suchen, war unnötig, sie fand sowieso keine, aber sie konnte auch nicht so ohne weiteres diesen Menschen, der eigentlich tot sein sollte, akzeptieren, und sie fragte mit kaum zu verstehender Stimme:

»Wer…wer sind Sie, Mister?«

Der Schwarzhaarige lächelte. »Ich sagte Ihnen bereits, ich bin der Teufel. Und den Teufel kann man nicht so leicht umbringen, meine Liebe. Hast du verstanden?«

»Erklären Sie mir den Trick, erklären Sie mir…«

»Kein Trick. Der Teufel hat so etwas nicht nötig. Und ich will dich, Isabella, dich allein, denn ich habe ein Auge auf dich geworfen. Du wirst mir gehorchen, denn der Teufel bekommt alles, was er sich einmal vorgenommen hat.«

»Nein, das werde ich…« Isabella Norton erstarrte und unterbrach abrupt ihren Satz, als sie sah, was ihr dieser Mann plötzlich antat. Es war das Schlimmste, was er machen konnte, und er tat es auf eine wirklich satanische Art und Weise.

Der Mann hob ein wenig den rechten Arm und schnippte lässig mit den Fingern. Das Geräusch, das dabei entstand, lenkte die Blicke der Frau auf die Hand des Mannes, und sie sah plötzlich eine Feuerzunge zwischen den Fingern aufflackern.

Feuer in einem Geschäft wie dem ihren. Das war der absolute Horror, der Alptraum eines jeden Ladenbesitzers, und die Flamme tanzte auf den Fingern des Mannes, wobei sie sich zuckend wie ein kleiner Teufel von einer Seite zur anderen bewegte und die Frau ihren Blick nicht von ihr lassen konnte.

Dann wanderte sie.

Als hätte sie einen unhörbaren Befehl bekommen, schwang sie durch die Luft und fand zielsicher ihren Weg, den vollbepackten Kleiderständer.

Isabella konnte nicht einmal schreien. Sie sah nur die Flamme, die innerhalb einer Sekunde von der Handspannengröße zu einem fauchenden Flammenpaket wurde. Augenblicklich setzte sie die Kleidung in Brand.

Als hätte jemand mit einem Schweißbrenner über die Bügel gestrichen, so standen plötzlich sämtliche Kleider in Flammen, warfen ein wild zuckendes Muster und fauchten so hoch, daß sie fast mit ihren Spitzen die Decke berührten.

»Nun?« Die Stimme des Teufels klang spöttisch. »Was sagst du dazu? Kennst du das Feuer?«

Isabella Norton starrte gebannt auf die tanzende Feuerwand. Sie konnte es einfach nicht fassen, nicht begreifen, daß so etwas möglich war. Und sie spürte nicht einmal Hitze, denn es war ein Feuer, das zwar zerstörte, aber nicht abstrahlte.

Und es blieb begrenzt.

»Höllenfeuer!« sagte der Mann lachend. »Höllenfeuer!« Er drehte sich, schnippte abermals mit seinen Fingern, und aus der Hand schoß eine weitere Flammenzunge. Sie fand ihren Weg zum Teppich, den sie

sofort in Brand setzte.

Da loderte die Säule hoch, und der dunkel gekleidete Mann streckte seinen linken Arm aus, legte die Finger aneinander und senkte die Hand, damit er den Flammen seinen Willen auf diktieren konnte.

Sie breiteten sich nicht weiter aus, sondern blieben als eine Säule stehen, die Isabella an ein in die Länge gezogenes Ei erinnerten, das auf dem Fleck tanzte.

Sie war starrund stumm vor Entsetzen. So etwas konnte sie einfach nicht begreifen, das ging über ihre Kraft.

Zwei Säulen tanzten vor ihr und hinter dem Rücken des Mannes, während die Kleider auf dem Ständer ebenfalls noch brannten, aber keinen Rauch absonderten.

»Nun?« fragte der Teufel, »wie gefällt dir das?«

Isabellas Gesicht verzerrte sich. Die Augenschienen aus den Höhlen springen zu wollen, sie schüttelte den Kopf, öffnete ihren Mund, und bevor der gellende Schrei ihre Kehle verlassen konnte, schnippte der Teufel ein drittes Mal mit seinen Fingern.

Diesmal hatte er sich Isabella als Opfer ausgesucht.

Es war ein langer Feuerschweif, der auf die Frau zuwaberte und dabei sehr schnell wurde. Er tanzte über den Boden, sprang plötzlich dicht vor ihren Füßen in die Höhe und ergriff im Nu ihre gesamte Gestalt, so daß er sie umhüllte wie einen Mantel.

Isabella Norton stand tatsächlich in hellen Flammen. Sie hatte die Arme hochgerissen, wurde von den zuckenden und feurigen Zungen umtanzt, die rotgelb schimmerten und dabei wie Glas wirkten, denn die Gesichtszüge der Frau waren noch deutlich zu erkennen.

Sie erinnerten an eine in purem Schrecken erstarrte Maske!

Der Teufel aber lachte. »Ich kriege dich, Isabella, ich habe dich nicht umsonst ausgesucht, denn ich bin dein Herr und Meister…«

Im selben Augenblick erklang hinter ihm eine Glocke, denn die Tür wurde aufgestoßen…

***

In der Boutique brannte es!

Shao und Sheila sahen es, als sie über die Straße rannten.

Die Chinesin wollte stehenbleiben, was bei diesem Verkehr lebensgefährlich gewesen wäre, und Sheila gelang es soeben, die Freundin mitzureißen.

Sie torkelten vorbei an den bremsenden Fahrzeugen, wanden sich an Kühlerschnauzen entlang und liefen Zickzack. Daß Sheila dabei eine Tüte verlor, störte sie nicht, sie dachte nur an die Flammen, in der Boutique und vor allen Dingen an Isabella Norton, die von beiden gesehen wurde.

Endlich hatten sie die andere Straßenseite erreicht, sprangen auf den

Gehsteig und hetzten auf die Eingangstür zu.

Auch andere Passanten hatten das Feuer bemerkt, doch niemand machte Anstalten, etwas zu unternehmen. Die Leute waren nur stehengeblieben und gafften.

Sheila stieß als erste die Tür auf. Ein Luftzug entstand, fuhr hinein in das Feuer, wirbelte die Zungen noch einmal hoch, aber breitete sie nicht aus.

Das Feuer blieb begrenzt!

Eigentlich hätte ihnen die Hitze entgegenfauchen müssen. Daß dies nicht geschah, wunderte beide Frauen, doch sie konnten sich darum nicht mehr kümmern, die Boutique-Besitzerin war jetzt wichtiger.

Sie hatte ebenfalls das Feuer erwischt.

Hinter der Tür blieben beide für einen Moment stehen. Sie sahen auch den Mann, der sich innerhalb des Ladens aufhielt und ihnen seinen Rücken zudrehte.

Plötzlich wandte er sich um.

Die nächsten Aktionen geschahen in Bruchteilen von Sekunden. Sheila und Shao glaubten für einen winzigen Moment, in eine rotglühende Teufelsfratze zu schauen; mit mörderischen Augen, einer hohen Stirn, aus der zwei Hörner wuchsen, dann war das Bild verschwunden.

Und nicht nur das.

Auch der Mann war nicht mehr zu sehen. Wo er gestanden hatte, fauchte es auf, eine gelbgrüne Rauchwolke war zu sehen. Sie wurde den Frauen entgegengeweht, und beide glaubten, den beißenden Schwefelgeruch wahrzunehmen.

Dann war alles vorbei.

Und auch das Feuer gab es nicht mehr.

Sheila und die Chinesin hatten das Gefühl, in einem Vakuum zu stehen.

Da waren sie vor Sekunden noch völlig geschockt gewesen, hatten in Feuer gestarrt und sahen nun ein normales Geschäft vor sich.

Keine Flamme loderte mehr. Alles war wieder klar. Oder doch nicht? Auf einem Ständer, der mit zahlreichen Kleidern gut gefüllt war, gab es nichts mehr.

Nur noch Asche.

Und Bügel, deren Kunststoff durch die Flammen zu weichen Gebilden geworden war.

Kein Rauch, kein Qualm, das Feuer schien überhaupt nicht dagewesen zu sein.

Doch auf dem Boden sahen sie einen dunklen Fleck. Wo die Flammensäule getanzt hatte, war der Teppich verbrannt. Er zeigte ein tiefschwarzes Loch.

Und Isabella Norton?

Sheila kannte die Frau. Sie ging auf Isabella zu, die sie kaum wahrnahm.

Die Frau hatte die Arme fallen lassen und starrte ins Leere. Ihr Blick war kaum als solcher zu bezeichnen. Die Augen wirkten verdreht, und Isabella Norton stand dicht vor einem Zusammenbruch.

Sheila ließ die Tüten fallen. In diesen Momenten bekam sie schreckliche Angst. Hier war etwas geschehen, das sie mit normalen Maßstäben nicht messen konnte. Irgendwelche nicht kontrollierbaren Kräfte hatten eingegriffen und zugeschlagen.

Sheila Conolly schritt auf Isabella zu. Sie kannte Augenblicke wie diese, und sie wußte, daß Menschen in den Streßsituationen so gut wie nicht anzusprechen waren. Es waren die Sekunden kurz vor dem Zusammenbruch.

Als Sheila die Frau mit dem langen rotbraunen Haar berührte, zuckte die nicht einmal zusammen. Nichts bewegte sich in dem Gesicht, wo die Wimperntusche ebenso verlaufen war, wie die Schminke auf den Wangen und der Stirn.

»Kommen Sie«, sagte Sheila. »Ich bringe Sie zu einem Stuhl.«

Sie wußte nicht, ob Isabella die Worte verstanden hatte. Jedenfalls ließ sie sich widerstandslos zur Seite führen und auch zum Schreibtisch dirigieren, wo Sheila die Boutique-Besitzerin auf den alten Holzstuhl drückte.

Steif wie eine Puppe blieb Isabella sitzen.

Shao kam herbei. Das Gesicht der Chinesin drückte schwere Sorgen aus. Sie zeigte sich bedrückt und fragte: »Ist alles in Ordnung mit ihr?«

»Ich weiß es nicht.« Sheila warf der steif dasitzenden Isabella einen Blick zu. »Auf jeden Fall steht sie unter einem Schock!«

»Ja, das sieht man.«

Shao hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Isabella anfing zu reden.

Ihre Stimme war tonlos und signalisierte den Zustand, in dem sie sich befand.

»Es war der Teufel!« erklärte sie roboterhaft. »Der Teufel hat mich besucht…«

Sheila und Shao schauten sich an. Beide bekamen nach diesen Worten eine Gänsehaut. Die Chinesin hob die Schultern. »Glaubst du ihr?« flüsterte sie.

Bevor Sheila eine Antwort geben konnte, redete Isabella. Auch sie hatte Shaos Worte verstanden und sagte: »Der Teufel war es, nur der Teufel. Er will mich holen, er braucht mich und meine Seele, das hat er mir deutlich gesagt.«

Sheila brachte ihre Lippen dicht an das Ohr der Chinesin. »Erinnere dich an den Mann.«

»Der sah mir nicht wie der Teufel aus.«

»Und als er sich umdrehte?«
»Du meinst das komische Gesicht?«
»Genau.«
Shao zog die schmalen Augenbrauen zusammen. »Das habe ich auch gesehen, aber da von einem Teufel zu sprechen, wäre doch ein wenig vermessen, meine ich.«
»Dann gib mir eine andere Erklärung.«
»Der Flammenschein muß sein Gesicht gerötet haben.«
Sheila nickte. »Möglich. Nur — wie kommt es, daß er so plötzlich verschwunden ist? Ich habe ihn nicht aus dem Raum laufen sehen. Daran würde ich mich erinnern.«
»Ja, ich auch. Vielleicht ist er…« Shao wußte keine Worte mehr und schwieg.
Dafür vernahmen die beiden Frauen das Heulen von Sirenen. Die Feuerwehr kündete ihr Kommen an.
Sheila lief nach draußen. Vor dem Geschäft standen die Neugierigen und gafften durch die Scheiben. Niemand von ihnen traute sich jedoch, das Geschäft zu betreten. Als der rotlackierte Wagen bis zur Hälfte auf den Gehsteig fuhr, schufen sie erst Platz.
Sheila erwartete die Männer des Löschtrupps. Feuer war nicht mehr zu sehen, und so beeilten sich die beiden auch nicht sonderlich, als sie den Laden betraten.
»Hier soll es gebrannt haben«, sagte einer der Männer.
»Das stimmt.« Sheila nickte, »aber es ist alles in Ordnung.«
Sie bekam von den Männern einen undefinierbaren Blick zugeworfen, bevor die beiden in das Innere des Geschäfts gingen. Suchend schauten sie sich um. Dabei schüttelten sie laufend die Köpfe, denn so etwas hatten sie noch nicht erlebt. Und sie sprachen es auch aus. Sie konnten sich nicht erklären, wie ein Feuer auf einem so eng eingegrenzten Raum brennen konnte.
»Ist das die Inhaberin des Ladens?« wurde Sheila gefragt. Der Mann deutete auf den Rücken der Isabella Norton.
»Ja.«
»Was sagt sie dazu?«
»So gut wie nichts. Sie steht unter einem Schock.«
Der Mann hob die Schultern und stieß seinen Helm in den Nacken bevor er zu ihr ging.
Er sprach leise auf sie ein. Da es still war, konnten auch Sheila und Shao die Antworten verstehen.
Es waren die gleichen, die sie auch schon gehört hatten. Isabella sprach nur vom Teufel, der den Brand angeblich gelegt haben sollte. Das paßte den Männern natürlich nicht, und sie reagierten dementsprechend sauer.
Einer meinte: »Vielleicht hat sie den Brand sogar selbst gelegt,

obwohl ich es mir nicht erklären kann, denn er hat sich nicht ausgeweitet und ist begrenzt geblieben.« Seine Stimme steigerte sich. »Aber wir werden diesem Fall nachgehen und ihn genauestens untersuchen, das verspreche ich Ihnen.«

Isabella Norton ging überhaupt nicht auf den Spruch des Mannes ein.

Sie sagte mit tonloser Stimme. »Ich habe ihn getötet. Die Schere steckte in seiner Brust.«

Der Beamte zuckte zusammen. »Welche Schere?«

»Vielleicht meint sie die, die auf dem Boden liegt«, sagte Sheila.

»Nein, auf keinen Fall. Wäre das der Fall gewesen, müßten wir Blutspuren auf der Schere finden. Entdecken Sie etwas?«

Sheila schüttelte den Kopf.

»Na bitte«, sagte der Mann. »Jetzt will sie auch noch eine Mörderin sein. Ich sage Ihnen was. Hätten wir nicht mehrere Zeugen, so würde ich an einen falschen Alarm glauben. Vielleicht läuft auch alles auf einen Versicherungsbetrug hinaus, aber das werden die Nachforschungen ergeben, dessen bin ich mir sicher.« Er winkte seinem Kollegen, nickte den Frauen noch einmal zu und ging.

Wenig später fuhr der Wagen wieder ab.

Isabella Norton hatte ihren Kopf nicht gedreht. Nach wie vor hockte sie an ihrem Schreibtisch und starrte auf die Platte. Der Blick war leer, ohne jegliches Gefühl.

»Isabella«, sagte Sheila Conolly leise. »Isabella, bitte! Hören Sie mich?«

»Ja!«

»Soll ich Ihnen einen Arzt holen?«

Da richtete die Frau sich auf. Sie drehte den Kopf und schaute Sheila an.

»Einen Arzt?«

»Gern, ich…«

»Nein, nein.« Sie sprach schnell. »Ich brauche keinen Arzt. Es ist so schlimm, aber ich werde allein damit fertig. Bitte, lassen Sie mich jetzt in Ruhe!«

»Sie haben Schlimmes erlebt«, gab Sheila zu bedenken. »Denken Sie an Ihren Kunden.«

»Es war der Teufel«

»Was macht Sie denn so sicher?« wollte Shao wissen.

»Ich habe ihn getötet, und er war nicht tot. Er stand wieder auf, versteckte sich, als ich im Keller war, und dann schlug er das Feuer aus seinen Händen. Und schauen Sie da, der Hörer!«

Die drei Frauen blickten auf das Telefon. »Was ist damit?« fragte Sheila.

Isabella Norton schüttelte den Kopf. »Meine Güte«, hauchte sie, »das verstehe ich nicht. Das will in meinen Kopf nicht rein. Ich…ich wollte

die Polizei anrufen, und als ich den Hörer in der Hand hielt, schmolz er mir zwischen den Fingern weg…«

Sheila und Shao sagten nichts. Das konnte man glauben, aber auch sein lassen. Sie jedenfalls enthielten sich eines Kommentars.

Sie zuckten jedoch zusammen, als das Summen des Apparates die Stille durchbrach. Isabella Norton schaute auf das Telefon, traute sich jedoch nicht, den Hörer von der Gabel zu nehmen.

»Heben Sie ab«, verlangte Sheila.

»Nein, ich…«

Kurzentschlossen griff Sheila Conolly zu und meldete sich mit einem völlig unverbindlichen »Hallo…«

»Bist du es, Kleine?«

»Ja«, antwortete sie in Isabellas Namen und lauschte auf die Stimme.

Vier Worte hatte der Anrufer bisher gesagt, die allerdings ausreichten, um Sheila einen Schrecken einzujagen, denn sie hatte den gnadenlosen Klang genau verstanden.

Dieser Anrufer kannte keinerlei Rücksicht. Der war abgebrüht, kalt und brutal.

»Was wollen Sie?«

»Ich kriege dich, Schätzchen, keine Bange…« Ein wahrhaft höllisches Gelächter folgte, das in einem schaurigen Echo allmählich ausklang.

Dann war die Verbindung unterbrochen.

Auch Sheila legte auf. Sie drehte sich zu Isabella um, und die fragte:

»War er das?«

»Wen meinen Sie? Er hat seinen Namen nicht gesagt.«

»Ich denke an den Teufel.«

Sheila lächelte. »Das kann ich Ihnen nicht sagen, aber ich bin nicht so sehr davon überzeugt. Der Teufel wird kaum…«

»Hören Sie auf! Ich weiß es besser.«

»Sollen wir nicht doch…«

»Bitte gehen Sie! Ich muß mit meinen Problemen allein fertig werden. Und entschuldigen Sie.«

Man kann einen Menschen nicht zu seinem Glück zwingen. Jeder besitzt einen eigenen Willen. Da sich Isabella Norton nicht in unmittelbarer Gefahr befand, kamen Sheila und Shao dem Wunsch der Frau nach. Sie verließen das Geschäft.

Bevor sie gingen, wandte sich Sheila noch einmal an die Boutique-Besitzerin. »Sie haben meine Adresse, Isabella. Sollte irgend etwas sein, so rufen Sie mich bitte an. Sie können von mir jede Hilfe bekommen.«

Die Frau nickte.

Vor dem Geschäft blieben Shao und Sheila stehen. Sie schauten durch das Fenster und sahen Isabella Norton noch immer wie versteinert hinter dem Schreibtisch sitzen.

»Das gefällt mir nicht«, sagte Shao leise. »Überhaupt nicht.«

»Glaubst du ihr?«

»Ob es tatsächlich der Teufel war, der ihr einen Besuch abgestattet hat, meinst du?«

Sheila hob die Schultern. »Möglich ist vieles. Wenn nicht sogar alles…«

***

Ich schaute zu, wie das Bier in einem fingerdicken Strahl aus der Flaschenöffnung rann, einen Halbkreis bildete und in das Glas schäumte. Es entstand ein herrliches Geräusch dabei, und meine Augen begannen zu glänzen.

Wir hockten in Sukos. Wohnung zusammen und löschten unseren Durst.

Bill, Suko und ich.

Dabei warteten wir auf die Frauen, die einkaufen gegangen waren und bald zurückkehren mußten, denn anschließend wollten wir noch essen gehen.

Natürlich drehten sich unsere Gespräche um die Fälle. Besonders der letzte Fall hatte stark an meinen Nerven gezerrt. Suko war nicht dabei gewesen, während die Conollys nur am Rande davon berührt wurden.

Es war um das Kreuz, um eine Nonne und auch um Nadine Berger und einen unheimlichen Wolfszauber gegangen. Dabei hatte nicht nur ich Nadine Berger so vor mir gesehen, wie ich sie von früher her kannte, sondern Myxin und Kara war das gleiche passiert. Der fremde Zauber hatte den Körper von der Seele getrennt.

Zwei von einander unabhängige Dinge. Zum ersten der Wolf, zum zweiten die Frau. Nur für einen Moment war die für mich sichtbar gewesen, aber diese Zeitspanne hatte bei mir eingeschlagen wie eine Bombe. [1]

Ich sprach mit meinen Freunden darüber. Wir überlegten gemeinsam, ob es einen Weg gab, Nadines Zustand zu verändern.

»Es wird zumindest sehr schwer sein«, gab Suko zu bedenken. »Ich kann da nicht so recht dran glauben. Wenigstens nicht zu diesem Zeitpunkt. Außerdem habe ich sie nicht gesehen.«

Ich stellte die Flasche weg, und mein Blick wechselte zu Bill Conolly.

Auch seine Meinung interessierte mich.

Der Reporter hob die Schultern. »So etwas ist natürlich schwer vorstellbar«, meinte er. »Ich würde mich sehr freuen, wenn man alles wieder rückgängig machen könnte, aber ob das möglich sein wird. Das scheint mir wie bei Jane Collins zu sein.«

Da hatte er einen weiteren wunden Punkt berührt. Auch bei Jane hatten wir es nicht geschafft, sie wieder zu einem normalen Menschen werden zu lassen, trotz unserer Bemühungen. Sie stand uns nach wie

vor feindlich gegenüber. Durch ihre Taten hatte sie sich zudem immer weiter von unseren Ansichten entfernt.

Bei Nadine war das anders. Ihr Geist wohnte in einem Wolfskörper, aber sie hatte sich nicht dem Bösen zugekehrt, und das empfanden wir als einen großen Pluspunkt.

»Shao und Sheila kommen«, sagte Suko plötzlich. Er hatte von uns die besten Ohren und hörte das Geräusch an der Wohnungstür.

Wenig später vernahmen auch wir die Schritte der Frauen, und dann standen beide auf der Schwelle.

Die Tüten hielten sie in den Händen. Die Gesichter zeigten eine gewisse Erschöpfung, und Sheila fragte als erstes: »Wo steckt Johnny?«

Bill antwortete: »Er liegt in Shaos Bett. Der Kleine war einfach zu müde.«

»Dann wird es wohl nichts mit dem Essen«, bemerkte Suko. »Dafür kann uns Shao was kochen.«

Die Frauen betraten das Zimmer und stellten die Tüten ab. Die Chinesin sagte: »Ich habe auch keinen Hunger. Uns beiden ist wohl der Appetit vergangen.«

Das hörte sich gar nicht gut an. Bevor ich nachhaken konnte, fragte Suko bereits: »Ist etwas passiert?«

Shao nickte. »Das kann man wohl sagen.«

»Und was?«

»Wir haben den Teufel gesehen!« Diese Worte sprach Sheila.

Es war eine Antwort, über die man lachen kann. Wir aber lachten nicht..

Wenn Sheila das sagte und es sehr ernst meinte, konnte etwas dahinter stecken.

Bill sprang auf. »Ist das nun ein Witz oder…«

Sheila nahm seinen Platz ein und legte beide Hände auf die Sessellehnen. »Es ist kein Witz.«

Ich hielt mein Bierglas in der Hand und trank den Schaumrand ab. »Es wäre wohl am besten, wenn ihr der Reihe nach berichten würdet«, schlug ich vor.

»Natürlich, klar.« Sheila stand wieder auf und legte ihre Jacke ab. Shao hatte ihre bereits weggehängt. »Können wir denn auch etwas zu trinken haben?«

»Was?« fragte Suko.

»Einen Martini könnte ich vertragen.«

Suko verschwand, um für Sheila das Gewünschte zu besorgen.

Als sie das Glas in der Hand hielt, begann sie zu berichten. Shao stand ihr bei, und uns gelang es, ein Bild von den Dingen zu bekommen, die die beiden Frauen so geschockt hatten.

Wenn ihre Erzählungen auf Tatsachen beruhten, daran zweifelte eigentlich niemand von uns, mußten wir eingreifen. Zudem war es

nicht so, daß sich der Teufel nur in seiner Urgestalt zeigte, nein, er war hinterlistig und schlau. Er benutzte zahlreiche Verkleidungen, konnte als schöner Mann auftreten, aber auch als häßliches Wesen, und es gelang ihm immer wieder, die Menschen zu täuschen.

»Asmodis hat etwas vor«, sagte ich, »sonst hätte er sich nicht so offen gezeigt.«

»Und was?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern.

»Auf jeden Fall muß es mit dieser Isabella Norton zusammenhängen«, meinte Bill.

Ich wandte mich Sheila zu. »Was weißt du eigentlich alles über sie?«

»Nicht viel, wenn ich ehrlich sein soll. Ich kenne Sie kaum persönlich. Ich war Kundin bei ihr. Sie hat sich eine Nobel-Boutique eingerichtet, weil sie aus zwei Scheidungen finanziell gut herausgekommen ist.«

»Lebt sie allein?«

»Ja, das sagte sie mir mal. Von einem Zusammenleben mit Männern hat sie vorerst die Nase voll, was nicht heißen soll, daß sie einer losen Verbindung abgeneigt wäre.«

»Wohnt sie auch in dem Haus, wo ihr Geschäft liegt?«

»Nein, aber nicht weit weg. Isabella besitzt eine Penthouse-Wohnung in Chelsea. Die Adresse müßte zu finden sein.«

»Wollt ihr denn hin?« fragte Shao.

Ich nickte. »Nur nichts auf die lange Bank schieben. Wenn es tatsächlich Asmodis war, den auch ihr gesehen habt, dann hat er einen verdammt raffinierten Plan ausgetüftelt und irgend etwas vor, das wir noch im Ansatz ersticken müssen.«

»Wann wollen wir denn los?« fragte Bill und rieb sich bereits die Hände.

»Du kannst ruhig bei uns bleiben«, erklärte Sheila. »Laß John und Suko allein fahren.«

Bill furchte die Stirn. »Nein«, sagte er dann. »Ich fahre mit. Von euch will Asmodis ja nichts — oder?« Er reckte den Kopf und schaute die Frauen fordernd an.

»Genau«, stimmte ich ihm zu.

»Meinetwegen«, erklärte Sheila und winkte ab. »Tu, was du nicht lassen kannst…«

***

Irgendwie kam ihr die elegante Wohnung vor wie ein Gefängnis. Trotz der großzügigen Scheiben, die an der Südseite einen Blick bis zum Ufer der Themse gestatteten, aber Isabella Norton fürchtete sich. Die Fahrt zur Wohnung hatte sie wie im Traum erlebt Sie konnte sich überhaupt nicht mehr daran erinnern.

Jetzt stand der braune Jaguar unten in der Garage, und sie hatte bereits den dritten Whisky getrunken.

Zudem war sie bereits umgezogen. Über das weiße Nachthemd mit dem tiefen Ausschnitt hatte sie den dünnen Morgenmantel gezogen. Sie wollte einfach nicht mehr lange aufbleiben, sondern sich die nötige Schwere antrinken, um schlafen zu können.

Whisky war ihrer Ansicht nach besser als Tabletten. Diese Phase hatte sie hinter sich.

Der Teufel hat mich besucht!

Immer wieder tauchte dieser Gedanke in ihrem Hirn auf. Der Teufel, nur der Teufel. Je größer der Abstand wurde, den sie bekam, um so weniger hatte sie Furcht.

Auch der Alkohol spielte eine Rolle. Sie dachte nicht mehr so klar. Ihr Gehirn schien mehr mit einem Schleier aus Watte belegt zu sein, so daß sie ihre Gedanken als dumpf empfand.

Unter ihr lagen die Lichter des Stadtteils Chelsea. Für die Wohnung zahlte sie eine sündhaft teure Miete, was sie nicht weiter störte, denn ihr Geschäft lief gut.

Und sie hatte Freude an dieser Wohnung. Jeder Gast staunte über den Zuschnitt, sie hatte das Lob bisher immer genossen, aber an diesem Abend fiel ihr die Wohnung auf den Geist.

Um noch auszugehen, fühlte sie sich nicht gut genug. Es blieb ihr nur eines — das Bett.

Selten hatte es einen Abend gegeben, an dem sie so früh und allein ihr Schlafzimmer aufgesucht hatte. Diesmal wollte sie es nicht anders. Sie mußte sich einfach hinlegen.

Wenn sie die Lampe einschaltete, so warf das Licht einen gedämpften Schimmer. Er fiel auch über das große französische Bett, das mitten im Raum stand. Ansonsten war es mehr ein Wohn-Schlafzimmer, und eine zweite Tür führte ins Bad.

Sie stand offen. Isabella dachte auch nicht daran, sie zu schließen.

Müde ließ sie sich auf das Bett fallen. Noch blieb sie sitzen, stützte sich mit einer Hand ab und starrte auf die Wand. Zahlreiche Bilder hingen dort. Zumeist zeigten sie Blumenmotive, einfache Zeichnungen, aber gerade wegen ihrer Schlichtheit besonders interessant. Das leere Glas stellte sie auf einem Nachttisch ab und ließ sich rücklings auf das Bett fallen. Dann kam sie noch einmal hoch, denn sie hatte vergessen, ihren dünnen Morgenmantel abzustreifen.

Auf dem Rücken blieb sie liegen.

War sie vorhin so müde gewesen, konnte sie jetzt nicht die Augen schließen und schaute gegen die Decke. Noch einmal wurden die Ereignisse des vergangenen Tages in ihr hochgespült, und sie dachte abermals an den unheimlichen Besucher.

War er tatsächlich der Teufel gewesen?

Diese Frage quälte sie. Sie hockte wie ein Alp auf ihrer Brust und hinderte sie daran, schnell einzuschlafen. Wie konnte sie es herausfinden, und was hatte dieser unheimliche Besucher überhaupt von ihr gewollt? Wenn der Teufel jemand besucht, das wußte sie aus Märchen, mußte er einen Grund haben.

Sie aber hatte nie Kontakt mit dem Satan besessen.

Still blieb sie liegen. In der Wohnung oder im Haus war es nie völlig still.

Geräusche vernahm sie immer. Zumeist die des Fahrstuhls.

Aber daran war sie gewöhnt, und bald fielen ihr die Augen zu.

Isabella Norton schlief ein.

Es war ein bleiernes Schlafen, und es hatte mit einem tiefen Fallen begonnen, das kein Ende nehmen wollte, so daß sich Isabella Norton dem Gefühl kurzerhand hingegeben hatte.

Wer diese Frau beobachtete, hätte annehmen können, eine Tote vor sich liegen zu sehen. Der Atem ging flach. Die Brust hob und senkte sich kaum, und in der Dunkelheit des Zimmers leuchtete das Gesicht wie ein blasses Totenantlitz.

Obwohl keine Vorhänge die große Scheibe bedeckten, drangen die Lichter der Stadt nicht bis in das Zimmer. Die Wohnung lag dafür zu hoch.

Eine Stunde verging.

Tief und fest schlief die Frau. Sie träumte auch nicht, man schien sie in einen Schacht gesteckt zu haben, und doch wurde sie vom Satan belauert.

Er befand sich bereits in ihrer Nähe.

Sie wußte es nicht, sie ahnte nichts, aber der Teufel kündigte sich mit einem Hauch aus der Hölle an.

Etwas schien durch das Zimmer zu streifen und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Ein Schatten, ein Schemen, der auch das Bett mit der Frau berührt hatte.

Plötzlich zuckte der Körper!

Hände schienen unter seinem Rücken zu liegen und ihn hochgehoben zu haben, allerdings nur für einen winzigen Augenblick, dann fiel er wieder zurück.

Äußerlich hatte sich nichts verändert, doch mit Isabella war eine Veränderung vorgegangen. Sie schlief nicht mehr so tief und fest. Sie wurde unruhiger.

Es begann mit einem Stöhnen und dem nachfolgenden schweren Seufzen. Zunächst öffneten sich die Lippen nur spaltbreit, und beim anschließenden Atemholen klafften sie weit auseinander, und der Mund blieb auch offen.

Jetzt unterbrachen schwere Atemzüge die Stille des Zimmers. Die

Schläferin mußte einfach von schlimmen Träumen geplagt sein, sonst hätte sie nicht auf diese Art und Weise reagiert.

Manchmal hob sie den Arm, ihre Hände bewegten sich, und dann fiel der Arm wieder nach unten.

Mit ihr geschah etwas.

Tief in ihr Unterbewußtsein griff eine höllische Kraft ein, die sie veränderte. Sie war wie ein Stachel, der sich ausbreitete und ihren Körper allmählich erfaßte.

Und über ihr, genau unter der grauweißen Decke, tat sich ebenfalls etwas.

Zuerst war es nur ein roter Kreis mit zerfasernden Rändern, der da erschien, doch er verdichtete sich zusehends, wurde klarer, und es schälte sich auch ein Gesicht hervor.

Nein, kein Gesicht, eine Fratze!

Der Teufel persönlich schaute auf die noch schlafende Frau. Er hatte ihr »versprochen«, sie zu bekommen, und dieses »Versprechen« wollte er halten.

Er zeigte sich, wie er eigentlich war. In all seiner Scheußlichkeit und Widerwärtigkeit. Mit dem dreieckigen Kopf, der an den eines Ziegenbocks erinnerte, hinzu kamen die gnadenlosen Augen, der breite Mund, die spitze Nase mit den gebogenen Flügeln und auch den beiden Hörnern, die aus seiner Stirn wuchsen.

Das war Asmodis, und er war gekommen, um sich das zu holen, was er versprochen hatte.

Der Geruch von Schwefel und Verbranntem durchwehte plötzlich den Raum. Er war vergleichbar mit einem dünnen Nebelstreifen, und er füllte jede Ecke aus.

Auch Stimmen waren zu hören.

Ein unheimliches Raunen und Wispern lag in der Luft. Manchmal ein helles, leicht schrilles Kichern, unterbrochen von einem furchtbaren Ächzen, wie die letzten Atemzüge eines Schwerverletzten klang es.

Isabella blieb davon nicht verschont. Zwar schlief sie nach wie vor, doch sie hörte etwas. Es drang durch den Ring, den der Schlaf um sie gelegt hatte, bis in ihr Bewußtsein und störte sie.

Allmählich wurde sie aus einer nicht meßbaren Tiefe an die Oberfläche gehievt, und es war wie das Liegen auf einer Trage, die allmählich in die Höhe schwebte.

Die sie umgebenden äußeren Eindrücke nahm die Frau immer stärker auf. Sie orientierte sich ohne ihr eigenes Zutun mehr an der sie umgebenden Wirklichkeit.

Der Tunnel des Schlafs spie sie aus.

Urplötzlich öffnete sie die Augen. Kein Flattern der Lider, kein Zucken, sie war auf einmal da.

Die Frau lag noch so, wie sie eingeschlafen war, auf dem Rücken.

Und ihre Arme befanden sich in Ruhestellung rechts und links des Körpers.

Da sie sich in dieser Stellung befand, fiel ihr Blick automatisch nach oben und traf die Decke.

Dort sah sie das Gesicht des Teufels!

Mit all seiner Boshaftigkeit schaute er sie an. Die Augen leuchteten gefährlich, der Mund war geöffnet, und aus ihm strömte ein Dampf, der einen widerlichen Schwefelgeruch mitbrachte.

Der Satan hatte sein Versprechen eingelöst!

Isabella Norton bekam einen Schlag. Es war kein körperlicher Treffer, eher ein seelischer, trotzdem schüttelte er sie durch und wühlte die Furcht in ihr hoch.

Isabella Norton glaubte, einen bösen Traum zu erleben, aber als sie die Stimme des Teufels hörte; war ihr klar, daß sie nicht träumte, sondern alles real erlebte.

»Ich habe mein Versprechen eingelöst«, flüsterte der Satan und stieß ihr abermals eine Schwefelwolke entgegen. »Hörst du? Ich bin gekommen, um dich zu holen.«

Das Gesicht der Frau verzerrte sich. Begann dieser verdammte Wahnsinn denn schon wieder?

Im Geschäft hatte sie sich sicherer gefühlt, da waren Möglichkeiten zur Flucht gegeben. In der Wohnung kam sie sich vor wie in einem Gefängnis.

Sie konnte nicht raus, nicht aus dem Fenster springen — und…

Mit einem Ruck wollte sie hoch. Doch da war etwas, das sie hinderte.

Sie hatte es nicht gesehen, nicht gehört, aber es war da und lauerte unter dem Bett.

Zwei krakenartige, lange, grüne, glitschige Arme stießen rechts und links des Betts hervor, wurden immer länger und umfaßten blitzschnell ihren Körper.

Gegen diese Kraft kam Isabella nicht an.

Die Arme hatten sie genau im richtigen Augenblick erwischt und übten den entsprechenden Gegendruck aus. So wurde sie auf das Bett gepreßt und konnte sich nicht mehr rühren.

Der Teufel aber lachte. Seine Fratze unter der Decke bewegte sich zuckend.

»So!« flüsterte er dann. »So, mein Täubchen, jetzt werden wir mal zur Sache kommen. Warte es ab…«

***

Nicht sehr weit von der Wohnung der Isabella Norton entfernt, saß eine andere Frau vor dem Fernsehapparat. Sie war um gute zehn Jahre jünger als die Geschäfts-Inhaberin. Auch sie trug das rötliche Haar mit den braunen Streifen ziemlich lang, und sie war von der Figur her

ebenso schlank wie Isabella Norton.

Die andere Frau hieß Miriam di Carlo, und sie war ein Medium!

Ein Erbe und ein Fluch. Beides lastete auf ihr, denn Miriam empfand dies nicht als Beglückung. Sie ging sogar so weit, daß sie ihre hellseherischen Begabungen nicht kommerziell nutzte, sondern sie mit sich allein ausmachte.

Immer wenn etwas Ungewöhnliches geschah, spürte sie es vorher. Am schlimmsten war es damals gewesen, als sie in einem ihrer Wachträume den Untergang der Millionenstadt London erlebt hatte. Über allem schwebte das Gesicht einer Frau, die man als die Teufelstochter Asmodina bezeichnet hatte.

Ihre schlimmen Befürchtungen waren nicht eingetreten, es hatte sich um einen magischen Bluff gehandelt, und ein Mann namens John Sinclair hatte sich hart eingesetzt und der Teufelstochter eine Niederlage in London bereitet. [2]

Lange Zeit nach diesem schrecklichen Vorfall hatte Miriam di Carlo nichts mehr von ihren sensitiven Begabungen gespürt, hin und wieder war etwas aufgeflackert, doch eine konkrete Gefahr hatte sie nicht herausfinden können.

Bis zu diesem Tage.

Es hatte schon am Mittag begonnen, als sie aus der Pause kam und ihren Arbeitsplatz innerhalb des Großraumbüros einnahm. Da hatten die Kopfschmerzen angefangen, gegen die auch die Einnahme von zwei Tabletten nichts halfen. Die Stunden waren quälend vergangen, der Schmerz hämmerte hinter ihrer Stirn, und sie hatte eine Stunde vor Feierabend das Büro verlassen.

In der U-Bahn waren die Schmerzen noch stärker geworden, an der frischen Luft flauten sie ab, und gegen Abend fühlte sich Miriam di Carlo immerhin so wohl, daß sie einen Blick auf das Fernsehprogramm werfen konnte.

Als die Nachrichten anfingen, schaltete sie aus. Sie wollte die Meldungen von Elend, Krieg und Terror einfach nicht hören. Es reichte ihr. Die Erde war zu einem Kessel der Gewalt geworden, der irgendwann explodieren konnte.

Sie trat an das Wohnzimmer-Fenster ihres Hochhaus-Apartments und schaute über die Dächer von London. Immer wenn sie das tat, wurde sie an den schlimmen Fall damals erinnert, und sie suchte automatisch den Himmel nach dem Gesicht dieser grausamen Frau ab.

Er war leer geblieben, und auch heute blieb er grau. Behängt mit Wolken, die das Licht der Sterne verdeckten.

Sie drehte sich wieder um. Eigentlich hatte sie ins Kino gehen wollen.

Dustin Hoffman in seiner herrlichen Frauenrolle als Tootsie, aber daraus wurde nichts, sie hatte Angst, daß die Kopfschmerzen

zurückkehrten, und sie sollte sich nicht getäuscht haben.
Die Schmerzen kehrten zurück.
Es war ein harter Stich, der da durch ihren Schädel zuckte. So schmerzhaft, daß Miriam sich krümmte und nach vorn fiel. Torkelnd bewegte sie sich weiter, passierte den Tisch und faßte neben die Sesselkante, an der sie sich abstützen wollte.
Im Zimmer stand auch ein Schreibtisch. Auf den Stuhl davor ließ sie sich fallen und blieb erst einmal sitzen.
Im selben Augenblick verschwanden auch die Schmerzen, doch etwas blieb zurück.
Ein seltsames Gefühl, das den Willen der Frau beeinträchtigte. Sie stellte dies fest, als sie an etwas Bestimmtes denken wollte, doch dieser Gedanke von einem anderen überlagert wurde.
Weshalb sie zu einem Kugelschreiber griff, wußte sie nicht. Und ihr war auch nicht klar, aus welchem Grund sie sich ein Blatt Papier herbeiholte, um darauf zu schreiben. Das Unterbewußtsein steuerte ihre Handlungen. Mit der linken Hand schob sie das Blatt so zurecht, daß sie schreiben konnte. Ihre Hand, die den Kugelschreiber hielt, bewegte sich dabei zuckend und auch ein wenig zögernd. Der Blick war zwar auf das Papier gerichtet, schien es aber kaum wahrzunehmen, weil Miriam di Carlo stierte.
Plötzlich fuhr ein Schütteln durch ihren rechten Arm. Er zuckte erst vor, danach zurück, gleichzeitig senkte sie die Hand so weit, daß die Spitze des Kugelschreibers das weiße Papier berühren konnte.
Miriam di Carlo begann zu malen.
Als sie die ersten Strich, nicht einmal bewußt von ihrem Geist gelenkt, auf das Papier brachte, wirkte es so, als wollte ein junger Schüler ein Bild zeichnen.
Alles war ein wenig ungelenk und zittrig, aber die Umrisse deuteten bereits ein Gesicht an.
Ein Geist aus dem Unsichtbaren führte und leitete ihre Hand, die den Schreiber hielt, wobei sich aus den Strichen und Verbindungslinien tatsächlich ein Gesicht herausschälte.
Ein dreieckiges Gesicht.
In den Umrissen war es inzwischen entstanden. Allerdings zeigte es noch eine flache Vorderseite, das heißt, Miriam hatte weder Augen, Mund noch Nase gemalt, aber der Führer aus dem Unsichtbaren ließ sie nicht aus seinen Klauen.
Er gab seine Befehle weiter, und die junge Frau zeichnete die einzelnen Sinnesorgane in das Gesicht.
Eine scharf vorspringende Nase. Häßliche, böse wirkende Augen und einen grausam und zynisch verzogenen Mund, dessen Winkel fast das spitze Kinn an beiden Seiten berührten.
Noch war die Stirn glatt. Auf sie zeichnete Miriam zwei gekrümmte

Hörner.

Das Bild war fertig.

Es zeigte den Teufel!

Miriam di Carlo ließ sich zurücksinken. Mit dem Rücken berührte sie die Stuhllehne, und sie runzelte gleichzeitig die Stirn, wobei ihr Gesicht einen angestrengten Ausdruck annahm, als wollte sie irgend etwas in ihrem Innern verdrängen.

Aber das andere war stärker. Jenes Unsichtbare gab der jungen Frau weitere Befehle, die sie auch ausführte, denn sie beugte sich vor, und der Kugelschreiber glitt abermals über das Papier.

Nur zeichnete sie diesmal nicht, sondern schrieb.

Ungelenk waren die Buchstaben. Die Schrift glich der eines Schulkindes, aber ein Teil des Namens war bereits zu lesen. Miriam hatte den Vornamen geschrieben.

Isabella!

Tief atmete sie ein, als hätte sie eine schwere Arbeit hinter sich. Sie starrte auf den von ihr geschriebenen Namen, ohne zu begreifen, was eigentlich geschehen war. Zwar las sie ihn, doch konnte sie nichts damit anfangen, bis ihr Geistführer einen neuen Befehl übermittelte.

Wieder beugte sie sich vor, und abermals berührte die Kugelschreiberspitze das Papier.

Es folgte der Hausname. Ebenso ungelenk geschrieben wie der vorherige.

Norton!

Isabella Norton, also!

Nachdem sie den ihr fremden Namen aufgeschrieben hatte, fiel ihre rechte Hand zur Seite, und auch der Kugelschreiber löste sich aus ihren Fingern.

Das Zucken im Arm verschwand. Sie hörte auch nicht mehr die geistigen Befehle, da war keiner mehr, der sich ihrer Persönlichkeit bemächtigt hatte. Auch der seltsame Druck in ihrem Schädel war verschwunden, und Miriam di Carlo atmete zunächst einmal tief durch.

Was hatte sie getan?

Verwundert und überrascht schaute sie auf das Papier. Dort hatte sie, ohne daß sie es wollte, einen ihr fremden Namen hingeschrieben und zudem noch ein dreieckiges Gesicht gemalt, das Ähnlichkeit mit einer Teufelsfratze aufwies.

Der Teufel und ein Name. Standen die beiden vielleicht miteinander in Verbindung? Miriam di Carlo strich durch ihr langes Haar. Die Lippen zuckten, sie hob die Schultern, strengte ihr Gehirn an, dachte scharf nach, aber sie fand einfach keine Lösung.

Die junge Frau konnte mit dem Namen Isabella Norton nichts anfangen.

Er war ihr absolut fremd.

Noch einmal atmete sie tief durch, bevor sie den Stuhl zurückschob. Sie ging im Zimmer auf und ab, flüsterte den fremden Namen vor sich hin, bis er ihr geläufig über die Zunge huschte und dennoch irgendwie fremd blieb.

Trotzdem glaubte sie fest, daß es zwischen ihr und Isabella Norton eine Verbindung geben mußte.

Aber welche?

Bekannte kamen ihr in den Sinn.

Der Reihe nach ließ sie die Namen und Gesichter vor ihrem geistigen Auge Revue passieren, doch eine Isabella Norton kannte sie nicht.

Feste Freundschaften war sie nie eingegangen, denn sie wußte von ihrer Gabe, und wenn andere davon erfuhren, konnte das oft lästig sein und eine Freundschaft zerstören. Zwar kannte sie relativ viele Menschen, jemand mit dem außergewöhnlichen Vornamen Isabella war jedoch nicht dabei.

Es mußte trotz allem eine Fremde sein.

Aber diese Isabella Norton schien sich in Gefahr zu befinden. Und Miriam di Carlo mußte etwas tun.

Mitten im Raum blieb sie stehen. Ihre Stirn legte sich in Falten, glättete sich wieder, und schon hatte sie einen Entschluß gefaßt Sie besaß die Telefonbücher von London. Der Name Norton war zwar häufig, doch in Verbindung mit dem Vornamen Isabella sicherlich nicht.

Es dauerte trotzdem fast eine halbe Stunde, bis ihre Sucherei den gewünschten Erfolg zeigte.

Der Name stand sogar fettgedruckt, denn er diente gleichzeitig als Firmenbezeichnung. Isabella Norton besaß eine Boutique nahe der King's Road.

Die Privatadresse lag ebenfalls in Chelsea und mußte sich nicht weit von der Themse befinden. Miriam di Carlo überlegte nicht mehr lange, holte sich das Telefon heran und tippte die Rufnummer ein. Besetzt war der Anschluß nicht, es läutete ein paarmal durch, aber es hob niemand ab.

Da gab es zwei Möglichkeiten für Miriam. Entweder war die Frau nicht zu Hause oder ihr war bereits etwas zugestoßen. Sehr nachdenklich legte Miriam auf; bevor sie aus dem Sessel schnellte, in die Diele lief und ihre dreiviertellange Winterjacke aus Blousonstoff vom Haken nahm. Sie hatte plötzlich keine Ruhe mehr. Wenn sich die Frau tatsächlich in Gefahr befand und sie nichts unternahm, würde sie sich ihr Leben lang nur Vorwürfe machen.

Mit dem Fahrstuhl fuhr sie nach unten in die Tiefgarage, wo ihr kleiner Honda parkte.

Unterwegs merkte sie bereits, daß sich etwas zusammenbraute.

Miriam hatte viel auf ihre Gefühle gegeben, das tat sie auch jetzt. Und das Gefühl kündete ihr Gefahr an.

Nicht nur für Isabella Norton, auch für sie…

***

Der Vorort Chelsea gehört noch immer zu den Vierteln von London, wo Begüterte wohnen. Neben den alten Häusern gab es auch moderne Bauten. Apartment-Burgen mit unverschämt hohen Mieten und nicht selten Penthäusern auf den Dächern.

Das Haus, auf dessen Dach Isabella Norton wohnte, lag innerhalb eines kleinen Parks. Man konnte es auch als künstliche Grünfläche vom Reißbrett ansehen, mit gepflegten Wegen, Bänken und einem schalenförmig angelegten See.

Laternen säumten die Zufahrt zum Parkplatz und auch den Weg zum Haus hin.

Wir hatten eine verschlossene Tür zu überwinden und einen störrischen Hausmeister.

Daß wir zu dritt bei ihm erschienen, war ihm suspekt. Er blieb in schräger Haltung in seiner Kabine hocken, wobei er einen Arm unter sein Pult geschoben hatte, denn sicherlich umklammerte er irgendeine Waffe.

»Was wollen Sie?« fragte er knurrig.

Ich hatte meinen Ausweis bereits in der Hand und hielt ihn so hoch, daß er ihn sehen konnte.

»Polizei?«

Es waren immer dieselben Fragen, die wir gestellt bekamen, und ich nickte.

»Es geht um eine Mieterin, die hier lebt«, fuhr Suko fort. »Sie heißt Isabella Norton.«

Die Augen des Mannes wurden groß. »Ja, die wohnt hier. Sogar im Penthouse, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Mrs. Norton…«

»Das brauchen Sie auch nicht«, unterbrach ich ihn. »Für uns stellt sich die Frage, ob Mrs. Norton zu Hause ist?«

»Ja, ich habe sie reinkommen sehen.«

»Allein?« fragte Bill.

Der Portier drehte den Kopf, so daß er den Reporter anschauen konnte.

»Natürlich.«

Bill zeigte beim Grinsen seine Zähne. »So natürlich ist es ja wohl nicht. Sie kann auch einen Begleiter gehabt haben.«

»Schon…«

»Ist Ihnen etwas an ihr aufgefallen?« wollte ich wissen.

»Wieso?«

»War sie anders als sonst?«

»Ja, schon.« Der Mann strich über seinen schmalen Nasenrücken. »Sie war nicht so aufgeräumt und freundlich, wissen Sie.«
»Hatte sie schlechte Laune?«
»Das kann ich nicht beurteilen, Sir. Jedenfalls ist sie grußlos zum Lift gegangen. Sie besitzt für ihr Penthouse nämlich einen Extra-Fahrstuhl.«
»Wo ist er?«
Jetzt kam der Knabe aus seiner Loge. »Da, ganz links außen, aber den können Sie nicht benutzen. Die Tür ist immer abgeschlossen. Mrs. Norton hat den Schlüssel.«
»Sie doch sicherlich auch?«
Der Hausmeister bekam einen roten Kopf. »Ja, für den Notfall…«
»Dann schließen Sie auf!«
»Ohne Mrs. Norton zu fragen, Sir?«
»Genau, das ist nämlich ein Notfall«
»Ob das ohne weiteres geht, weiß ich wirklich nicht. Ich meine, ich habe hier eine Verantwortung und kann doch nicht jeden…«
»Jeden nicht«, sagte Suko, »aber Scotland Yard.«
»Ja, ja, natürlich.« Er hob die Schultern und verschwand wieder in seiner Loge.
Wir warteten. Jeder von uns zeigt eine gewisse Portion Ungeduld. Wir schauten uns an; traten von einem Fuß auf den anderen und hofften, daß wir Isabella Norton in einem normalen Zustand antrafen.
Hinter der Haustür erschien eine Gestalt. Es war eine Frau, das konnten wir sehen. Ein Summer erklang in der Portiers-Loge, und der Mann öffnete.
Die Frau betrat das Haus. Ich bemerkte es nebenbei. Sie zögerte, schaute sich suchend um und näherte sich dann dem Glaskasten.
Jetzt nahm auch ich eine andere Haltung ein, drehte mich, konnte die Frau sehen und glaubte, von einem Donnerschlag getroffen zu werden.
Ich kannte sie.
Es war Miriam di Carlo!
Auch sie hatte mich gesehen, blieb stehen, ihre Augen wurden groß und das Gesicht blaß. »John Sinclair«, flüsterte sie. »Himmel, damit habe ich nicht gerechnet.«
»Das ist ein Zufall«, lachte ich und begrüßte sie herzlich.
Miriam di Carlo war völlig durcheinander. »Dann ist sicherlich etwas daran.«
»Woran?«
»An meinem plötzlichen Sehen, Einfall oder Wissen. Wollen Sie auch zu Isabella Norton?«
»Ja.«
Sie schüttelte den Kopf, so daß ihre langen Haare flogen. »Nein, das

kann kein Zufall sein. Das gibt es einfach nicht! Da steckt etwas dahinter.«

»Möchtest du uns die Dame nicht mal vorstellen?« fragte Bill Conolly.

»Sorry, Freunde, aber das ist Miriam di Carlo. Ich habe euch gegenüber ihren Namen bereits erwähnt« Und dann erklärte ich, auf welch eine Art und Weise ich die Bekanntschaft dieser Frau gemacht hatte.

Das jedoch war Vergangenheit. Die Gegenwart und die nahe Zukunft interessierten uns viel mehr.

Es ging um Isabella Norton. Wir hofften, mehr zu erfahren, wurden jedoch enttäuscht, als wir hörten, in welch einer Beziehung Miriam zu ihr stand.

In gar keiner.

Uns war allerdings bei ihrem Bericht klar geworden, daß sich Sheila und Shao nicht getäuscht hatten, als sie das Gesicht des Teufels sahen, denn sonst hätte Miriam nicht diese schreckliche Visage aufgemalt.

»Was ist nun mit dem Schlüssel?« mischte sich der Portier ein. »Wollen Sie hoch oder nicht?«

Bill Conolly drehte sich scharf um. »Natürlich wollen wir ihn. Und zu keinem ein Wort, verstanden?«

»Ja, ja. Ich bin kein Schwätzer.«

Zu viert näherten wir uns der schmalen Aufzugtür. Die Frau konnte sich noch immer nicht beruhigen. »Also damit hätte ich nicht gerechnet«, sagte sie. »Wie das Leben so spielt.«

»Ich weiß nicht, was uns erwartet«, sagte ich zu ihr und reichte Suko den Schlüssel, damit er aufschließen konnte, »aber es könnte gefährlich werden, und da möchte ich Sie lieber aus der Schußlinie haben, Miriam, wenn Sie verstehen.«

»Natürlich habe ich verstanden. Ich werde mich nur nicht daran halten.«

Sie faßte nach meinem Arm. »Verstehen Sie doch! Ich muß wissen, was da vorgefallen ist.«

Im Prinzip gab ich ihr recht. Ich hätte an ihrer Stelle auch nicht anders gehandelt.

Suko hatte die Tür aufgezogen. »Ihr könnt einsteigen«, erklärte er und nickte.

»Du machst das schon gut«, meinte Bill. »Bist du mal Türsteher gewesen?«

»Klar, ich war der unheimliche Rufhalter und kassierte jedesmal Trinkgeld.«

»Auch Scheine?«

»Die besonders gern.«

»Dann mal dir welche.« Bill grinste und betrat als letzter die Kabine, die eine dem Haus entsprechende luxuriöse Innenausstattung besaß.

Die drei Wände waren gepolstert. Der Stoff schimmerte hellblau. Es gab nur wenig Knöpfe.

Ich drückte auf den obersten, wo auch der Name der Penthouse-Mieterin stand.

Wir hoben ab. Jedenfalls hatte ich das Gefühl. Es war vergleichbar mit dem Start eines Flugzeuges. Das mußte schon ein Expreßlift sein, der uns da nach oben schoß.

Von der Seite her schaute ich Miriam di Carlo an. Sie hatte ihren Blick gesenkt und biß sich nachdenklich auf die Unterlippe. Ein gutes Gefühl schien sie nicht zu haben.

»Ist was mit Ihnen?« erkundigte ich mich.

Sie hob die Schultern. »Nein, eigentlich nicht, aber ich fühle mich, als würde ich in ein Vakuum fahren. Weshalb haben Sie sich vorher nicht angemeldet?«

»Hätten Sie es an meiner Stelle getan?«

»Wahrscheinlich nicht.«

Wir hatten uns mal geduzt. Damals, als wir fast allein in einem zerstörten London hockten. In einer Kneipe, wo die Music-Box noch funktionierte und Miriam das Lied vom Tod geholt hatte. Da waren wir uns wie zwei Verschworene vorgekommen und hatten uns automatisch in einem vertrauten Tonfall unterhalten.

Das war Vergangenheit. Jetzt kam mir Miriam di Carlo irgendwie fremd vor, ich hatte sie nach dem ersten Fall nicht mehr gesehen, und auch ihr rutschte das »Du« nicht über die Lippen.

»Wir sind da«, sagte Suko. »Träumst du?«

Er hatte mich gemeint. In der Tat hatte ich ein wenig geträumt und hob jetzt den Kopf. »Okay, dann geh mal.«

»Die Tür ist noch nicht offen«, sagte der Chinese. Er schaute auf die silbrig glänzende Lifttür und hob die Schultern.

»Zieh sie auf!« forderte Bill Conolly.

Suko faßte nach dem Griff, und seine Hand schnellte sofort wieder zurück. »Verdammt, der ist glühendheiß.«

Im selben Augenblick sagte Miriam di Carlo: »Wir sind in Gefahr. Da ist etwas…«

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als blitzschnell die Wände des Aufzugs in Flammen standen und wir uns inmitten eines Feuerkäfigs befanden.

Asmodis hatte zugeschlagen!

***

Isabella Norton konnte sich nicht rühren. Sie lag steif wie ein Brett auf dem Rücken. Die grünen, seifigen Arme, unter deren dünner Haut es zuckte und pulsierte, hielten sie eisern fest.

Obwohl sie selbst so beweglich waren, erinnerten sie an Klammern,

und Isabella hatte Angst, daß ihr die Luft aus den Lungen gepreßt wurde.

Über ihr schwebte der Teufel.

In all seiner Widerlichkeit präsentierte er seine satanische Fratze, und allein der Blick flößte Isabella Angst ein. Der Satan war mächtig, sehr mächtig sogar, und er hatte Helfer, wie die beiden glitschigen Arme bewiesen.

Im ersten Augenblick hatte sie Widerstand leisten wollen, diesen jedoch schnell aufgegeben, gegen den Druck kam sie nicht an. Das Untier, das da unten lauerte, kannte keine Gnade.

Der Satan wollte etwas von ihr, das hatte er ihr im Geschäft bereits deutlich genug zu verstehen gegeben. Was konnte sie ihm geben? Was nahm sich der Teufel normalerweise von einem Menschen?

Trotz ihrer schlimmen Lage arbeiteten die Gedanken klar und scharf. Es gelang ihr sogar, zurückzublicken und praktisch in die Jugend hineinzutauchen, wo sie Märchen und Sagen gelesen hatte, in denen der Teufel auch auftrat.

Und er holte sich dort immer die Seele der Menschen!

Die Seele!

Tiefes Erschrecken zeichnete sie, als sie daran dachte. Der Teufel würde auch ihre an sich reißen, und er schien ihre Gedanken erraten zu haben, denn Isabella Norton vernahm über sich ein scharfes Flüstern. Es drang geradewegs aus der Teufelsfratze und fiel zischend auf sie herab.

»Ich werde dir deine Seele nehmen und dich dafür mit Kräften belohnen, Isabella Norton. Nicht umsonst habe ich dich ausgesucht, denn deine Seele ist für mich etwas Besonderes. Freue dich auf deine Zukunft. Du wirst viel erleben.«

Isabella verstand den Sinn der Worte nicht ganz. Ihr war allerdings klar, daß sie selbst nichts mehr tun konnte und sich ganz in die Hand des Teufels begeben hatte.

Er begann.

Abermals roch sie den widerlichen Schwefelgestank, der in einer Wolke durch das Zimmer schwang, und sie sah auch, daß sich der gelblich grüne Schein ausbreitete und ihr Bett wie ein wabernder Käfig umfing.

Da bauten sich regelrechte Mauern aus Qualm neben der Liegestatt auf, und sie hatte die Augen weit aufgerissen, um wenigstens einen Teil dieser Mauern zu durchdringen.

Isabella hatte Glück.

Gestalten sah sie.

Tanzende, wabernde und zuckende Wesen, manchmal gelblich und grün schimmernd und alle mit Köpfen versehen, die denen des Teufels haargenau glichen.

Ein lautloser, gespenstischer Reigen hatte sich formiert. Isabella spürte die Wellen des Bösen genau. Sie kamen über sie, packten sie, glitten auf ihren Körper und waren mit ihren Händen überall. Sie hatte das Gefühl, als würden tastende Finger unter ihre Kleidung gleiten und wie ekelerregende Würmer ihre Haut berühren.

»Der Teufel kommt!« vernahm sie das Wispern. »Er wird sich das holen, was er will…«

Zuerst war es nur eine Stimme, die ihr das sagte. Eine zweite kam hinzu, eine dritte ebenfalls, eine vierte, und dann war sie eingekesselt von einem wilden Stimmenreigen, der sich steigerte und zu einem regelrechten Gewitter wurde.

Von allen Seiten drangen die Stimmen auf sie ein. Ein Zischen, Hecheln und Wispern aus der Hölle, das sie seelisch fertigmachte, quälte und malträtierte sie.

Und die dünnen grünen Klauen lagen nach wie vor auf ihrem Körper.

Eisern hielten sie fest. Sie gaben der Frau nur eine geringe Bewegungsfreiheit. Luft konnte sie holen, auch den Kopf schütteln, nur drang immer mehr Schwefelgestank in ihre Lungen und füllte sie aus, so daß sie zwangsläufig husten mußte.

Der Husten schüttelte sie durch. Ihr Gesicht rötete sich, der Mund stand offen, und sie wuchtete den oberen Teil ihres Oberkörpers in die Höhe, während die schwefelige Wand um ihr Bett herum sich immer stärker verdichtete.

»Was…was macht ihr mit mir?« keuchte die Frau. Sie schüttelte den Kopf, warf ihn von rechts nach links und starrte dann gegen die Decke, wo der Teufel seine Fratze hinterlassen hatte, die allmählich so scharfe Konturen angenommen hatte, als wäre sie dort hineingeritzt worden.

Und sie lebte.

Das bewies die Fratze im nächsten Augenblick, denn sie löste sich von der Decke.

»Ich komme zu dir!« schrie der Teufel. »Ich hole mir das, was mir zusteht!«

Dann kam er.

Es war ein Fallen.

Er löste sich von der Decke, und Isabella Norton hatte das. Gefühl, in eine grellrote, explodierende Sonne zu blicken, so sehr wurde sie geblendet.

Der Teufel fiel auf sie nieder.

In den Sekunden, wo dies geschah, da schloß Isabella mit ihrem Leben ab. Sie rechnete damit, regelrecht zerrissen zu werden, wenn der Satan sie an sich nahm.

Plötzlich sah sie nur noch die Fratze. Sie hüllte sie ein wie ein großer Umhang. Ihre letzten klaren Gedanken beschäftigten sich damit, daß

sie nun miterlebte, wie es war, wenn der Teufel über einen Menschen kam oder in einen hineinfuhr.

Viel war darüber geschrieben worden. Zumeist Spekulationen. Doch.

Isabella Norton sollte diese Besessenheit nun direkt am eigenen Leibe verspüren.

War sie noch ein Mensch?

Isabella wußte es nicht, aber sie merkte, daß sie sich voll und ganz in die Hände eines anderen begeben hatte, und sie erlebte den plötzlichen Fall.

Das Nichts nahm sie auf.

Rasend schnell ging es in die Tiefe. Ein grauenhaftes Loch tat sich unter ihr auf, der Sturz in die Unendlichkeit folgte, und die Frau wartete auf den alles zerstörenden Aufprall.

Der erfolgte nicht.

Der Fall wurde abgebremst. Obwohl sie dabei nicht zur Ruhe kam, hatte sie das Gefühl, in der Luft zu stehen. Eine Täuschung, denn sie schwebte.

Allmählich fiel sie weiter.

Hinein in einen Schlund, in dem man sie erwartete.

Sie fühlte die Berührungen an ihrem Körper. Die waren überall, nahmen keinerlei Rücksicht auf irgendwelche Schamzonen. Obgleich sie angezogen war, fühlte sie sich nackt und bloß. Der Teufel machte mit ihr, was er wollte.

Und sie hörte ihn auch.

Es war ein schweres Ächzen und Stöhnen, das an ihre Ohren drang, dazwischen ein Kichern, dann ein sattes Grunzen, und sie glaubte, ihre Brust würde zerrissen.

Auch hörte sie sich schreien, aber kein anderer vernahm diese Rufe der Angst. Es war ein stummes Dulden, denn Isabella wußte, daß der andere stärker war.

Was man mit ihr anstellte, wußte sie nicht. Sie besaß keine Chance mehr, irgend etwas zu unternehmen, die anderen hatten sie voll unter Kontrolle.

In ihrem Körper tobte das Blut. So jedenfalls glaubte sie. Es war ein Rauschen in ihrem Kopf, das alles zerstören wollte und gleichzeitig den Kopf so weitete, daß sie das Gefühl hatte, er wäre auf das Doppelte angewachsen.

Luft!

Sie wollte atmen.

Statt dessen vernahm sie die Stimmen. Aus den Nebelwänden drangen sie, und sie machten Isabella klar, in welch einer Lage sie sich nun befand.

»Du gehörst jetzt ihm!« zischte man ihr zu. »Er hat dich genommen. Er kommt wieder. Der Satan ist nicht zu besiegen, und er wird

zwischen die Menschen fahren. Du gehörst ihm, ihm, ihm…« Das letzte Wort wurde geschrien, da machten alle Stimmen mit, und sie vereinigten sich zu einem wahren Orkan, der ihre Schädeldecke zu sprengen drohte.

Der Teufel setzte sein einmal begonnenes Werk rasant fort. Er gab sich nicht mit Halbheiten zufrieden, sondern wollte alles. Und er würde es bekommen, er bekam immer, was er wollte.

Der Körper lag noch immer auf dem Bett. Er zuckte, schnellte in die Höhe, und da waren auch keine Arme mehr, die ihn festhielten. Satan wußte nun, daß er es geschafft hatte.

Diese Frau war eine andere geworden, sie gehörte zu ihm. Er war in sie hineingefahren, sein böses Ich hatte das ihre überschwemmt und die Seele an sich gerissen.

Keuchende Atemzüge erfüllten den Raum. Stoßweise drangen sie über die Lippen. Und bei jedem Atemzug wurde der Körper durchgeschüttelt.

Isabella lag auf einem völlig durch schwitzten Bettlaken. Aus ihrer Rückenlage schnellte sie hoch, baute eine Brücke, während sie die Arme anwinkelte und sich mit den Ellenbogen aufstützte. Ihr Gesicht zeigte eine dicke glänzende Schicht. Es war der Schweiß, der ihre Haut bedeckte. Aus den Augen rannen die Tränen, vermischten sich mit dem Schweiß, und auch die Schminke war längst verlaufen, so daß auf ihrem Gesicht ein Muster zu sehen war, das den Phantasien eines modernen Malers glich. Irgendwie schien Isabella es gemerkt zu haben, sie richtete sich auf, winkelte den Arm an und wischte über ihr Gesicht.

Danach lag sie still.

Völlig regungslos, und man hätte glauben können, ein nicht lebendes Wesen zu sehen.

Sehr flach drang der Atem über ihre Lippen. Sie schaute gegen die Decke, stellte fest, daß die Nachttischlampe noch immer brannte und wunderte sich, denn die Teufelsfratze war verschwunden.

Völlig normal präsentierte sich das Schlafzimmer. Das, was sie alles erlebt hatte, schien nicht wirklich geschehen zu sein, sondern aus einem Alptraum entsprungen.

»Jetzt gehörst du mir!«

Mit einem Schrei auf den Lippen fuhr die Frau in die Höhe, denn sie hatte eine Stimme vernommen.

Wer sprach da zu ihr?

Sitzend und sich mit beiden Händen abstützend, durchsuchte sie das Zimmer. Ihre Blicke bohrten sich in jede Ecke. Sie waren geschärft, erinnerten an kleine Messer und wollten alles, aber auch alles sehen.

Isabella Norton konnte keinen entdecken. Sie war allein in dem Zimmer.

Und doch hatte sie jemanden sprechen gehört.
»Jetzt gehörst du mir!«
Wieder war die Stimme vorhanden, nur schien sie aus keiner Richtung zu kommen, sondern einfach aus dem Nichts.
Isabella faßte sich ein Herz. Zweimal atmete sie tief durch, bevor sie fragte: »Wer bist du?«
»Kannst du dir das nicht denken?«
»Ich…ich habe geträumt.«
Da lachte der andere. »Nein«, sagte er nach einer Weile. »Es war kein Traum. Du hast es erlebt, richtig erlebt, und ich habe mein Versprechen wahrgemacht.«
»Welches?« Isabella war völlig durcheinander, so daß sie diese seltsamen Fragen stellte.
»Kannst du dich wirklich nicht daran erinnern?«
Isabella Norton saß auf der Bettkante, drehte den Kopf und hob die Schultern.
»Überlege genau.«
Da hob sie die Anne, spreizte die Hände, fuhr sich durch ihr Haar und sagte: »Du bist der Teufel!«
»Ja, der bin ich!«
»Dann gehöre ich dir?«
»Endlich hast du es begriffen. Ich habe mir deine Seele geholt, dich aber am Leben gelassen, und das nicht ohne Grund.«
Es war eine der Absonderheiten Schwarzer Magie, daß sich die Frau sofort auf die neue Lage einstellte. Sie fand sich damit ab, nicht mehr so zu sein wie früher, und sie erkundigte sich mit rauher Stimme: »Was soll ich tun?«
»Das wirst du noch alles erfahren. Denke vorerst daran, daß ich nicht nur genommen, sondern auch gegeben habe. Du hast etwas bekommen, was du früher nicht besessen hast!«
»Und was?« Ihr Gesicht verzerrte sich nach dieser Frage voller Spannung.
»Probiere es aus«, sagte die Stimme nur und war verschwunden.
Isabella Norton aber stand auf. Um ihre Lippen huschte plötzlich ein Lächeln. Nicht mehr warm und freundlich, sondern grausam und diabolisch. Der Teufel hatte ein weiteres Opfer und eine treue Dienerin an sich gebunden…

***

Höllenfeuer!
Es flackerte und loderte, es brauste und tobte. Wir waren Gefangene dieses Feuers, und wir steckten inmitten dieses Flammenkäfigs, ohne eine Chance zu haben, überhaupt entkommen zu können.
Es zeugte von der Kraft unserer Nerven, daß wir nicht durchdrehten

und verrückt wurden. Wir blieben in der Mitte des Fahrstuhls dicht beisammen und standen so möglichst weit weg von den lodernden Wänden.

Umzingelt von den Flammen des Teufels. Wenn uns kein, Ausweg einfiel, würde uns die Hölle verschlingen.

Miriam di Carlo war vor Angst stumm. Auch Bill Conolly sprach nicht,, Suko sagte ebenfalls kein Wort, er griff nur zu seiner Dämonenpeitschte und zog sie hervor.

Rasch, schlug er einen Kreis über den Boden, während ich mein Kreuz holte. Wenn es eine Chance gab, die Flammen zu löschen, dann mit diesen bei den Waffen.

Es wäre, nicht das erstemal gewesen, daß ich es schaffte, mit dem Kreuz das Feuer zu löschen, und das wollte ich auch diesmal, und ich schritt mit dem Kruzifix in der vorgestreckten Hand auf die Flammenwand zu, die mir am nächsten war.

Gespenstisch blaß leuchteten die. Flammen. Sie schossen vom Boden aus kerzengerade vor mir in die Höhe und bildeten, da sie dicht nebeneinander lagen — eine starre Wand.

Konnte ich sie vernichten?

Und dann geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hätte, das mich aber faszinierte und gleichzeitig auch erschreckte. Innerhalb der Flammen sah ich schemenhaft ein Gesicht. Irgendwie hatte ich es schon mal gesehen, und ich erinnerte mich in diesem Augenblick an den Seher, aber von ihm kannte ich ja nur die Augen.

Das Gesicht hatte eine Stimme. Sie sagte Sätze, die ich sehr wohl verstand und mir unauslöschlich einprägte.

»Sieben Tore des Unheils und des Schreckens gibt es, die du öffnen mußt, um den dunklen Gral zu finden. So sehen es die Schriften des Aibon vor. Doch jedes Tor ist eine tödliche Falle für den Menschen, der nicht guten Willens ist. Sieben Tore des Unheils. Wenn du sie öffnest, wirst du die Macht des dunklen Grals erkannt haben und Aibon verstehen lernen…«

»Wer bist du, Aibon?« hauchte ich.

»Der dunkle Gral will zurückkehren, aber der Teufel muß es verhindern. Sieben Tore des Unheils. Ich weiß nicht, ob du es jemals in deinem Leben schaffen wirst. Wir können dir nicht gut genug helfen, denn die Zeiten sind andere geworden, doch wenn du die sieben Tore findest, besitzt du die Macht über den dunklen Gral.«

Im selben Augenblick fielen die Flammen wieder zusammen. Wir befanden uns in einem völlig normalen Fahrstuhl, ich drehte mich um und blickte meine Freunde an.

Auch sie waren sprachlos.

Suko, Miriam und Bill hatten das Gesicht ebenfalls gesehen und auch die Worte verstanden, dennoch konnten sie ebenso wenig damit

anfangen wie ich.

Die Tür öffnete sich.

Ich trat sofort einen Schritt vor und stellte mich auf die Schwelle, um den Kontakt zu unterbrechen, damit die Tür nicht mehr zufallen konnte.

»Versteht ihr das?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Bill.

»Von einem Aibon habe auch ich noch nichts gehört«, gab der Chinese ehrlich zu.

Miriam hob nur die Schultern.

»Dieser Aibon und der dunkle Gral müssen in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen«, murmelte ich.

»Und die sieben Tore des Unheils«, fügte Bill hinzu.

»Ja, auch die.«

»Ich habe nichts davon gehört oder gelesen«, gab der Reporter zu. »Es war mir einfach unmöglich, mehr über den dunklen Gral herauszufinden. Ich habe zahlreiche Bücher gewälzt, Sagen, Legenden gelesen, aber vom dunklen Gral war nichts zu bekommen.«

»Ob er mit Asmodis zusammenhängt?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Schon möglich, dann müßte er auch gleichzeitig mit Isabella Norton zu tun haben.«

»Das können wir ja herausfinden«, sagte Bill. Entschlossen ging er vor, ich machte Platz und ließ meine beiden Freunde aus dem Fahrstuhl.

Miriam di Carlo folgte als letzte. Ihr lächelte ich zu, sie allerdings erwiderte mein Lächeln nicht.

»Was ist mit Ihnen?« fragte ich.

Scheu schaute sie mich an. »Ich habe Angst«, flüsterte sie. »Es wird etwas Schreckliches passieren. Wir stecken in einem Käfig, der uns vernichten kann.«

»Noch leben wir.«

»Ja, sicher…« Sie hob die Schultern. »Aber dieser Mann vorhin, das Gesicht. Wer war er?«

»Ich weiß es nicht genau.«

»Kann es der Seher gewesen sein?« Diese Frage stellte Suko, nicht Miriam.

»Den Verdacht habe ich auch.«

»Dann müßten er und Aibon ein- und dieselbe Person sein«, folgerte Bill Conolly.

Ich lächelte. »Wenn das so einfach wäre, mein Lieber. Nein, daran glaube ich nicht.«

Suko hob die Schultern und schritt über den dicken Teppich auf die Tür zum Penthouse zu. »Was soll die ganze Fragerei, die im Endeffekt doch nichts bringt. Kümmern wir uns um Isabella Norton. Sie scheint

es nötiger zu haben.«

Vor der Tür versammelten wir uns. Wir waren nicht direkt in die Wohnung gefahren, sondern in einem Vorflur gelandet, in dem besonders die große dunkle Tür aus Palisanderholz auffiel. Die hatte sicherlich ein kleines Vermögen gekostet.

Neben der Tür sahen wir einen Klingelknopf. Er besaß eine gläserne Umrandung, der Knopf selbst schimmerte in einem hellen Rot.

Bill schaute mich fragend an, als sich sein Finger dem Knopf näherte. Ich nickte, dann schellte der Reporter.

Wir hörten einen Gong, der wohlklingend durch das Penthouse schwang.

Falls Isabella Norton zu Hause war, würde sie öffnen, denn zu spät für einen Besucher war es noch nicht.

Aus Erfahrung und auch dem seltsamen Feuerüberfall Tribut zollend, hatten wir uns rechts und links der Tür aufgebaut. Wenn Isabella Norton öffnete, wollten wir vortreten.

Sie öffnete nicht. Die Tür schwang von allein auf. Lautlos glitt sie nach innen, wir erhaschten einen Blick in eine große Diele, in der nur eine Deckenleuchte brannte, die uns wie ein Mond vorkam.

»Sollen wir?« fragte Bill.

»Sicher«, sagte ich und betrat die Wohnung.

Ein gutes Gefühl hatte ich dabei nicht…

***

Das diabolische Lächeln blieb auf dem Gesicht der Frau. Isabella Norton hatte mit einem Leben gebrochen, das erst seit einigen Minuten hinter ihr lag. Sie war jetzt eine andere geworden. Zudem gehörte sie nicht mehr sich selbst, sondern dem Herrn der Hölle.

Der Teufel war nun ihr Gebieter! Sie konnte an nichts anderes mehr denken.

Sie schritt durch das Schlafzimmer wie auf Wolken. Hin und wieder zuckte es um ihre Lippen. Der Teufel hatte sie ausgesucht, denn sie war für etwas bestimmt. Und sie hatte Kräfte bekommen. Andere Kräfte, neue, vielleicht auch teuflische?

Ihre Gedanken drehten sich darum, und sie fragte sich, ob sie diese Kräfte nicht einmal ausprobieren sollte oder konnte. Als sie die Nähe der Nachttischlampe erreichte und damit auch an das Bett trat, ließ sie sich auf der Kante nieder.

Mit den Händen fuhr sie durch das Haar und erlebte urplötzlich die Verwandlung. Zuerst hörte sie ein Knistern, dann stellten sich ihre Haare hoch und blieben auch in dieser Haltung, wobei zwischen den einzelnen zusammengedrehten Haarfäden grünliche Blitze zuckten. Unwillkürlich öffnete sie den Mund, und schon quoll eine ebenfalls grünliche Wolke daraus hervor.

Ein Plasma…

Aus starren Augen verfolgte Isabella Norton die Plasmawolke, die sich vor ihrem Gesicht drehte und quirlte.

Sie wollte den Mund schließen, das allerdings gelang nicht, denn immer mehr dieses seltsamen Ektoplasmas drang zwischen den Lippen hervor und drehte sich zu spiralförmigen Figuren.

Ihr zweites Ich oder ihre Seele verließ den Körper.

Isabella Norton saß starr auf der Bettkante. Sie erlebte einen schaurigen Vorgang und sah mit an, wie die Plasmawolke tiefer in das Zimmer hineinstieß und sich den Ecken näherte, die vom Schein der Lampe nicht mehr ausgeleuchtet wurden.

Der Vorgang dauerte Minuten. Eine Zeit, in der sich Isabella Norton nicht rührte. Sie hockte wie ein Denkmal, hielt den Mund weiterhin geöffnet und beobachtete nur.

Das Grauen floß weg von ihr, es manifestierte sich zu einer Gestalt.

Das Ektoplasma geriet nicht in den Zustand der Verdünnung oder Auflösung, es nahm Gestalt an, und damit begann auch ein unheimlicher magischer Vorgang.

Obwohl sie vom Satan infiziert war, begriff sie den Vorgang nicht. Im Augenblick war sie eine passive Person, die nur zuschauen konnte, was mit dem geschah, das aus ihrem Innern gedrungen war.

In der düsteren Ecke wuchs etwas zusammen.

Eine Gestalt!

Sie selbst!

Es war wie ein Schlag, der die Frau traf. Aus der Plasmawolke entstand eine zweite Isabella Norton.

Die echte wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie schluckte ein paarmal, schüttelte den Kopf und merkte, wie allmählich eine Gänsehaut über ihren Körper rann.

Es war die Angst.

Ein unheimlicher Vorgang rollte innerhalb der geisterhaften Stille vor ihren Augen ab. Der Doppelkörper war von einer so erschreckenden Ähnlichkeit, daß sich Isabella Norton fürchtete. Der Doppelkörper führte auch die gleichen Bewegungen aus.

Isabella sah, wie die Doppelgängerin die rechte Hand hob. Es geschah mit einer Bewegung und Gestik, die sie auch immer ausführte. Dann wühlte sie die Haare hoch, und sie blieben ebenso aufrecht stehen wie bei der echten.

Unwahrscheinlich…

Nackt war der Körper. Als Isabellas Doppelgängerin näherkam, da imitierte sie ihre Schritte. Der etwas fließende Gang war ihr wohlbekannt, sie hatte ihn damals auf der Mannequin-Schule eingehämmert bekommen und ihn auch beibehalten. Jetzt schritt ihre Doppelgängerin ebenso, und sie blieb nackt vor der echten stehen.

Die beiden starrten einander an. »Was hast du?« fragte die zweite Isabella.

»Ich…ich…begreife es nicht.« Die echte streckte ihre Arme aus. Dies geschah zögernd, als hätte sie Angst, die andere zu berühren. Sie tippte dennoch dagegen, zuckte aber mit den Fingern zurück, als sie die seltsame Kälte des Körpers spürte.

Abermals eine Überraschung für Isabella Norton, denn sie hatte damit gerechnet, einen Plasmakörper vor sich zu haben, aber keinen, der ihr Widerstand entgegensetzte.

Was hatte der Satan da geschaffen? »Willst du nicht aufstehen?« wurde die echte Isabella gefragt.

»Ja, aber…«

»Zieh dich an!«

»Und dann?«

»Wirst du schon sehen.«

Isabella nickte. Sie drückte sich von der Bettkante hoch. Dabei zitterte sie am gesamten Körper. In den Knien spürte sie ein weiches Gefühl, und der Weg zum Kleiderschrank kam ihr vor, als würde sie ihn in Trance gehen.

Verfolgt wurde sie dabei von den Blicken der Doppelgängerin, die genau zuschaute, wie sie die Tür öffnete und etwas hervorholte, das sie mit am liebsten anzog.

Es war ein schwarzes Kleid.

Licht, weit geschnitten, im oberen Drittel Falten werfend. Isabella Norton stieg aus ihrem Nachthemd und zog das Kleid über. Es besaß mehrere weiße Knöpfe. Die paßten soeben in die Knopflöcher, so daß es ihr schwerfiel, das Kleid zu schließen, denn ihre Finger zitterten heftig.

Schließlich war sie fertig, drehte sich um und erstarrte.

Die Doppelgängerin war ebenfalls umgezogen. Und sie trug das gleiche Kleid wie sie.

Das war der reinste Höllenspuk, Teufelszauber. Isabella Norton schüttelte den Kopf, sie wurde noch blasser, als sie ohnehin schon war, und sah nur das Lächeln ihrer Doppelgängerin, die orakelhaft sagte: »Es hat alles seinen Sinn, Isabella, glaube mir. Nichts tust du hier umsonst…«

Sie hatte Fragen, doch das Wort blieb ihr in der Kehle stecken.

Dafür sprach die andere: »Da ist jemand an der Tür, Isabella. Man will zu dir.«

»Wer?«

»Das weiß ich nicht genau. Es scheinen mir keine Freunde von dir zu sein.«

Isabella zögerte. Sie schaute zum Ausgang des Schlafzimmers. »Soll ich öffnen?« fragte sie dann leise.

»Nein«, erwiderte die Doppelgängerin. »Es ist bereits offen.«

»Wie, äh…«

»Geh nur hin und empfange sie«, erwiderte die falsche Isabella. »Mich aber mußt du entschuldigen…« Sie hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als sie sich auflöste.

Wie ein Spuk war sie weg.

Isabella Norton verstand nun gar nichts mehr…

***

Es war schon seltsam, daß uns niemand empfing, als wir die Diele betraten. Ein jeder von uns wunderte sich darüber. Bill Conolly fragte:

»Ob sie doch nicht zu Hause ist?«

»Wer hat dann geöffnet?« fragte Suko zurück.

»Vielleicht der Heilige Geist.«

»Der gleich über uns kommen wird, wenn wir nicht achtgeben«, erklärte ich und blieb erst einmal stehen. Die anderen folgten meinem Beispiel.

Miriam di Carlo hielt sich dicht an meiner Seite. Ich spürte ihre körperliche Nähe. Ihr Blick war auf die Tür gerichtet, die uns direkt gegenüberlag.

»Dahinter ist jemand!« hauchte sie.

»Sind Sie sicher?«

Sie nickte.

Ich hob die Schultern. Einen ersten Rundblick hatte ich bereits hinter mich gebracht. Die Frau mußte Geld haben. Was hier in der Diele stand, zeugte nicht nur von einer überdurchschnittlichen Finanzstärke, sondern auch von einem erlesenen Geschmack. Moderne italienische Möbel, sehr einfach und klar in ihrem Design, waren mit Jugendstil-Möbeln zusammengewürfelt worden, wobei das eine das andere nicht störte. Ein großer Spiegel, als bis zur Decke reichendes, dreieckiges Gebilde, gab dem Raum noch mehr optische Größe.

Die Türen bestanden aus Palisanderholz. Und die Tür, hinter der Miriam di Carlo jemand vermutete, wurde aufgedrückt. Dies geschah lautlos, aber mit normaler Stärke.

Nebeneinander standen wir in der Diele und richteten unsere Blicke auf die Tür. Das Blatt war noch nicht ganz herumgeschwungen, als sie bereits auf der Schwelle stand.

Ich hatte Isabella Norton bisher noch nicht zu Gesicht bekommen, nur von ihr gehört. Sie war nicht einmal überrascht, als sie uns sah. Sie stand da und schaute uns für einen Moment an, während sie allmählich die wohlgeschwungenen Augenbrauen in die Höhe zog.

»Guten Abend«, grüßte Bill, ging auf die Frau zu und streckte seine Hand aus.

Isabella blieb stehen, ohne sich zu rühren, so daß Bill gezwungen

war, seine Hand wieder zurückzuziehen. »Wer sind Sie?« fragte sie dann mit leiser Stimme.

»Mein Name ist Bill Conolly«, sagte der Reporter. »Sie sollten mich eigentlich vom Hörensagen kennen.«

»Ja, ich habe eine Kundin namens Sheila Conolly.«

»Das ist meine Frau.«

»Wie nett.«

Sie blieb sehr unverbindlich, das störte mich ein wenig. Auch war mir ihr Gesicht eine Spur zu glatt. Da gab es keinerlei Emotionen, die sich auf ihren Zügen abzeichneten. Sie spielte die Gelassene, und sie sah aus, als wäre sie in Trauer.

Schwarz die dünne Bluse und schwarz auch der Rock. Beides umschmeichelte einen schlanken Körper. Sie trug ebenfalls schwarze, halbhohe Stiefel mit einem roten Rand. Der Reihe nach blickte sie uns an. Ihre Augen schauten dabei sehr forschend. »Was kann ich für Sie tun?« erkundigte sie sich höflich distanziert.

»Es geht um die Vorfälle am frühen Abend«, erklärte der Reporter.

Sie nickte. »Damit hätte ich rechnen müssen. Darf ich erfahren, was Ihre Begleiter von mir wollen, Mr. Conolly?«

Ich hielt es an der Zeit, das Wort zu übernehmen. »Wir sind Polizeibeamte, Mrs. Norton. Scotland Yard.«

Sie erschrak nicht, sondern nahm es gelassen hin. »Die Dame bei Ihnen auch?«

»Nein, ich gehöre nicht dazu«, sagte Miriam di Carlo. »Ich bin aber zufällig auf sie gestoßen.«

»Aha. Und was hat diesen Zufall ausgelöst?«

»Müssen wir hier darüber sprechen?« erkundigte ich mich.

»Nein, nein. Bitte, kommen Sie!« Isabella Norton öffnete die Tür und gab uns den Eintritt in den großzügig angelegten Wohnraum des Penthouses frei.

Man hatte einen herrlichen Blick. Ich kannte ähnliche Dachhäuser. In einem hatten wir mal einen schrecklichen Fall gegen mordende Killerbienen erlebt.[3]

Die Einrichtung des Wohnraums zeigte den gleichen erlesenen Geschmack wie die in der Diele. Auch hier sah ich italienische Möbel, gemischt mit Antiquitäten. Die Teppiche waren weich. Man schritt auf ihnen wie auf Wolken.

Die Couch war von einer Schlichtheit, daß sie schon wiederum exklusiv wirkte. Der weiße Stoff schimmerte im Licht einer gebogenen Stehlampe Bunte Kissen bildeten Farbtupfer. Die Sessel bildeten zur Couch das Gegenstück. Rotes Leder glänzte, und man konnte die Sitzmöbel kippen.

»Bitte nehmen Sie Platz.«

Wir setzten uns. Nur Miriam di Carlo blieb stehen und starrte ins

Leere. Spürte sie etwas? Ich schaute sie forschend an, und Isabella Norton fragte: »Was ist? Möchten Sie sich nicht hinsetzen?«

»Im Moment nicht.«

»Bitte, ich kann Sie nicht zwingen.«

Da wir unsere Namen noch nicht genannt hatten, holten wir das nach.

Mrs. Norton zuckte mit keiner Wimper, als sie die Namen hörte, bot uns allerdings etwas zu trinken an, das wir ablehnten.

»So, dann kommen Sie mal zur Sache«, forderte sie uns auf.

»Hoffentlich lohnt sich Ihr Besuch auch.«

»Darf ich zuvor zur Toilette?« erkundigte sich Miriam di Carlo mit leiser Stimme.

»Ja, natürlich. Weshalb nicht? Gehen Sie durch die zweite Tür hier. Dann direkt links, dort ist das Bad.«

»Danke!« Miriam nickte. Mit seltsam steifen Schritten ging sie an uns vorbei. Das gefiel mir überhaupt nicht. Sie schien irgend etwas zu haben, und ich rief ihr nach: »Miriam, was ist los? Geht es Ihnen nicht gut?«

Sie drehte sich um. »Doch, doch, mir ist im Augenblick nur ein wenig übel. Das geht wieder vorbei.«

»Dann ist es gut.«

Die Frau verschwand, und wir konnten uns der Besitzerin des Dachhauses widmen. Sie hatte ebenfalls Platz genommen. Lässig hockte sie auf einer Couchlehne. Das schmale Gesicht war solariumbraun. Im Gegenlicht schimmerte der Kleiderstoff durchsichtig, und ihre Haut glänzte. »Dann werden Sie mal konkreter!« forderte sie uns auf.

»Bitte, was hat Sie genau zu mir geführt?«

»Es handelt sich um den Besuch, den Sie bekommen haben«, sagte ich.

»Mrs. Conolly und ihre Begleiterin sprachen von einer seltsamen Person und setzten sie gleich mit dem Teufel.«

»Dem Teufel?« hauchte sie.

»Genau.« Das war Bill.

Isabella Norton lächelte. »Aber ich bitte Sie! Was sollte ich mit dem Teufel zu tun haben? Nein, nein, Ihre Frau, Mr. Conolly, muß sich da getäuscht haben.«

»Sie war nicht allein!« hielt der Reporter entgegen.

»Nun, dann hat sich die Begleiterin ebenfalls getäuscht. Das kann es durchaus geben.«

»Was wir nicht abstreiten«, fuhr ich fort. »Eine andere Tatsache bleibt das Feuer in Ihrem Geschäft«

»Das stimmt in der Tat. Es hat gebrannt, und ich mußte auch die Feuerwehr rufen lassen oder so ähnlich. Als sie jedoch eintraf, war

alles vorbei.«
»Sie haben allerdings nicht gelöscht?«
»Nein, Mr. Sinclair. Der Brand blieb begrenzt.«
»Was nicht nur uns wundert, sondern auch die Feuerwehr. Normalerweise muß sich ein Brand in einem Geschäft wie dem Ihren doch rasend schnell ausbreiten.«
»Das stimmt im Normalfall. Bei mir war es anders. Da blieb das Feuer räumlich begrenzt.«
»Haben Sie eine Erklärung?«
»Nein; Mr. Sinclair. Zudem bin ich kein Brandexperte.«
Bill Conolly fuhr fort. »All right«, sagte er, »wir haben also keine Erklärung für dieses Phänomen. Kommen wir zu Ihrem seltsamen Besucher, dem Teufel…«
»Moment, Mr. Conolly. So sehe ich das nicht. Zwar haben Ihre Frau und deren Begleiterin davon gesprochen, ich jedoch habe keinen Teufel gesehen.« Sie lächelte spöttisch. »Wie muß man sich den Satan denn vorstellen? Mit breiter Stirn und zwei Hörnern? Einem Pferdefuß vielleicht oder einem langen Schwanz?«
»Möglich«, gab Bill zu.
Sie winkte ab. »Jetzt tun Sie mir wirklich leid, Mr. Conolly. So etwas gibt es nur in Märchen, aber nicht in Wirklichkeit. Als Polizeibeamter müßten auch Sie das wissen, Mr. Sinclair«
»Selbstverständlich weiß ich das«, erwiderte ich. »Nur werden Märchen manchmal wahr.«
»Dann glauben Sie daran?«
»Nennen Sie mir eine bessere Möglichkeit.«
»Klar. Die beiden Damen sind — nach aller Hochschätzung — einer Täuschung zum Opfer gefallen.«
»Woran ich nicht glaube.«
»Das bleibt Ihnen überlassen.«
Diese Antwort deutete auf einen höflichen Rausschmiß hin. Zudem erhob sich Isabella Norton auch von ihrem Platz. Vielleicht wären wir gegangen, aber ich erinnerte mich ebenso wie meine Freunde an das höllische Feuer innerhalb des Aufzugs. Und das gab uns den Beweis, daß wir es hier mit Dingen zu tun hatten, die nicht in den normalen Rahmen paßten.
»Mrs. Norton«, begann ich wieder, »wir wollen uns hier doch nichts vormachen. Ich glaube nicht, daß sich die beiden Zeuginnen getäuscht haben, und ich glaube ferner, daß Sie etwas mit der ganzen Sache zu tun haben. Bisher sind wir nur um den heißen Brei herumgegangen. Ich will von Ihnen jetzt wissen, was wirklich passiert ist. Und wir verlassen nicht eher diese Wohnung!«
Sie war blaß geworden. »Ist das Ihr Einst?«
»Ja!«

Da holte sie tief Luft. »Mr. Sinclair!« zischte sie böse. »Sie haben kein Recht, hier in meiner Wohnung zu bleiben. Ich kann Sie entfernen lassen, und ich werde das auch tun, darauf können Sie sich verlassen. Es ist eine Unverschämtheit, wie Sie…«

»Das können Sie halten wie ein Dachdecker!« fuhr ich ihr in die Parade.

»Tatsache ist jedoch, daß wir innerhalb des Fahrstuhls in diesem Haus angegriffen wurden. Die Kabine stand plötzlich in Flammen, und es war ein sehr begrenztes Feuer. Wir gehen davon aus, daß es sich dabei um ein Höllenfeuer handelt…«

»Reden Sie keinen Quatsch!«

»John!« Zum erstenmal mischte sich Suko ein. Er glitt in die Höhe und blieb lauschend stehen.

»Was ist?«

»Da war etwas«, sagte mein Partner. Er legte seine Stirn in Falten. »Ich habe ein Geräusch vernommen, als wäre jemand gefallen oder gestürzt.«

»Miriam?«

Suko hob die Schultern.

Ich schaute Isabella Norton an und sah ihr kaltes Lächeln. Auf einmal kam mir das Penthouse wie eine Falle vor…

***

Miriam di Carlo wußte auch nicht, wieso sie plötzlich von diesem eigenartigen Gefühl überfallen wurde. Es war zu vergleichen mit einem Schwindelanfall. Sie spürte die Weichheit in ihren Knien, die Beine zitterten und sie mußte sich unbedingt erfrischen.

Innerhalb des Wohnraums behielt sie noch die Haltung bei. Nachdem sie ihn verlassen hatte, gelangte sie in einen kleinen Flur und wandte sich scharf nach links.

Dort sah sie auch die Tür.

Für einen Moment lehnte sie sich gegen den Pfosten, schloß die Augen und hatte dabei das Gefühl, als würde sie schweben. Gewaltsam kämpfte sie dagegen an. Übelkeit stieg in ihr hoch, ihr wurde regelrecht schlecht, und sie machte sich Vorwürfe, allein gegangen zu sein. Es hätte doch jemand mitgehen sollen, aber ihr erschien der Rückweg in den Wohnraum auf einmal viel zu lang.

Miriam fiel nach vorn und mit der Hand auf die Klinke. Mit dem Körper drückte sie die Tür auf, taumelte über die Schwelle und stand innerhalb des Bads.

Dieser Naßraum paßte in seiner Einrichtung zu dem sehr exklusiven Penthouse. Er war ziemlich groß. Zwei rosefarbene Waschbecken mit runden Spiegeln darüber stachen ins Auge. Die Wanne war kreisförmig und tief in den Boden gelassen. Eine Seite des Raums wurde nur von

einem Fenster eingenommen, und vier Wandleuchten gaben Licht.
Eine Dusche war ebenfalls vorhanden. Die Kacheln zeigten dieselbe Farbe wie das Waschbecken, und der Boden bestand aus hellweißen Fliesen.
Das alles sah sie, als sie dicht hinter der Tür stehenblieb und erst einmal Luft holte. Sie wollte durch kräftiges Atmen die Übelkeit unterdrücken und spürte auf ihrem Gesicht den kalten Schweiß. Längst sah sie die Konturen nicht mehr so klar wie normal, alles verschwand vor ihren Augen, und sie zielte nur schräg nach rechts, um eines der Waschbecken zu erreichen. Wenn sie kaltes Wasser in ihr Gesicht laufen ließ, konnte sie vielleicht ihren Zustand andern.
Auf dem Beckenrand stützte sie sich ab. Dabei beugte sie ihren Kopf so weit nach unten, daß sie keinen Blick in den Spiegel werfen konnte und auch nicht sah, daß hinter ihr die dunkle Tür langsam zuschwang. Als würden unsichtbare Hände sie schieben, näherte sie sich immer mehr dem Schloß, und es war kaum ein Geräusch zu vernehmen, als sie einrastete.
Von innen steckte der Schlüssel! Mit seinem Griff schaute er hervor, und dieser Griff bewegte sich plötzlich.
Einmal wurde er nach links gedreht, und dann rutschte der Schlüssel aus der schmalen Schloßöffnung. Mit einem Klirren fiel er auf die Fliesen. Die Frau hörte das Geräusch nicht. Sie hatte sich auf das Waschbecken gestützt und den Oberkörper nach vorn gebeugt, wobei sie noch den Mund öffnete, um ihre Übelkeit loszuwerden.
Es war ein verzweifeltes Bemühen. Sie würgte und ächzte, aber sie hatte keinen Erfolg.
»Großer Gott!« flüsterte sie, »was ist das nur?« Noch glaubte sie an eine normale Übelkeit und nicht an übersinnliche Kräfte und Mächte. Mit dem rechten Arm stützte sie sich weiterhin ab, während sie mit der linken Hand den Krahn aufdrehte.
Wasser schoß aus der Öffnung, schäumte in das Waschbecken, und Miriam di Carlo beugte ihren Kopf so weit nach unten, daß der Strahl ihr erhitztes und schweißnasses Gesicht treffen konnte.
Die Kühle tat gut.
Im ersten Augenblick war sie richtig erfrischend, und die Frau glaubte auch an einen Erfolg. Sie beugte sich noch tiefer und schaufelte immer mehr Wasser aus ihren zusammengelegten Händen in das Gesicht. Die Kühle tat gut.
Allerdings sah die Frau nicht, was sich hinter ihr tat. Sie wußte auch nicht, daß sie, seit sie die Wohnung betreten hatte, zu einer Marionette der Schwarzen Magie geworden war. Andere Kräfte lauerten innerhalb dieser Wände und steuerten sie. Sie bestimmten ihr Tun und Handeln, sie sorgten dafür, daß es ihr schlecht erging, und sie hatten sie auch in dieses Bad gelockt.

In der Wanne entstand etwas.
Eine Frau.
Isabella Norton!
Es war die gleiche Isabella, die auch im Wohnzimmer saß. Sie trug die gleiche Kleidung, besaß das gleiche Gesicht und vollführte auch die gleichen Bewegungen.
Als Schatten war sie aus dem Nichts entstanden, doch ein nur schattenhaftes Wesen blieb sie nicht, denn ihre Umrisse verdichteten sich, traten klarer hervor, und mit einer erschreckenden Lautlosigkeit stieg sie aus der Wanne.
Eine menschliche Gestalt, dennoch schaurig und gespenstisch anzusehen. Über dem Schwarz leuchtete bleich das Gesicht. Unruhig waren die Augen, der Mund zuckte, und als sie das rechte Bein hob, um aus der Wanne zu steigen, war kein Laut zu hören.
Miriam di Carlo stand nach wie vor am Waschbecken. Sie hielt sich weiterhin gebückt, versuchte Kontrolle über ihr Gefühl zu bekommen, denn sie wollte hier auf keinen Fall einen Zusammenbruch erleben.
Das Wasser hatte ihr gutgetan. Im ersten Moment erfrischte es.
Allerdings blieb das üble Gefühl in der Magengegend stecken, und es drückte weiterhin hoch.
Stoßweise und keuchend ging ihr Atem. Miriam di Carlo konnte sich nicht erklären, wer sich für dieses Gefühl verantwortlich zeigte, normal war es jedenfalls nicht.
Sie gehörte zu den Menschen mit sehr starken Empfindungen. Man konnte sie ohne weiteres als sensitiv bezeichnen, sie hatte hin und wieder hellseherische Fähigkeiten, die mit aller Deutlichkeit erschreckende Vorgänge zeigten und eine Gefahr für die Menschheit darstellen konnten.
Auch in diesem Bad bekam sie plötzlich eine Warnung.
Es war wie ein Messerstich, der in ihren Kopf schnitt und sie zu einem leisen Aufschrei veranlaßte.
Da war etwas!
Obwohl es ihr schwerfiel, ruckte sie hoch, schaute dabei nicht in den Spiegel, statt dessen drehte sie sich um.
Da stand sie!
Isabella Norton!
Im ersten Moment war Miriam di Carlo völlig perplex. Sie konnte kaum atmen. Wie zugeschnürt war die Kehle, die Stimme schien festgebacken zu sein, aber sie registrierte das Lächeln auf dem Gesicht der Isabella Norton.
Erst nach einigen Sekunden faßte sie sich ein Herz und fragte krächzend: »Wie sind Sie hereingekommen?«
»Ich war schon hier!«
Miriam schüttelte den Kopf. Einige nasse Haare klatschten in ihr

Gesicht.

»Nein!« flüsterte sie. »Nein, das kann ich nicht glauben. Sie waren nicht hier. Sie sind drüben. In einem anderen Zimmer halten Sie sich auf. Ich kann nicht glauben…«

»Laß es lieber!« flüsterte die andere. »Laß es, Kleine. Du gehörst jetzt mir. Aibon will dich.«

»Aibon?«

»Ja, er braucht dich.«

Miriam schüttelte den Kopf. »Ich kenne keinen Aibon!« brachte sie hervor.

»Das glaube ich dir, aber du wirst ihn kennenlernen. Der Teufel hat dich gefunden.«

»Wieso?« ächzte Miriam, »wieso gerade ich?«

»Du gehörst zu Aibon.«

»Nein!« flüsterte sie. »Ich will mit Aibon nichts zu tun haben. Ich weiß nicht, was es ist. Laß mich!« Sie schüttelte heftig den Kopf und drehte ihren Oberkörper nach links, um sich der Tür zuzuwenden. Nur raus wollte sie, einfach weg.

Isabella Norton tat nichts, um die Frau daran zu hindern. Miriam di Carlo hieb gegen die Klinke und merkte noch im selben Augenblick, daß die Tür verschlossen war.

Sie rutschte ab. Dabei fiel sie auf die Knie, und es gab ein dumpfes Geräusch.

Isabella hinter ihr lachte leise. »So einfach entkommst du Aibon nicht. Du bist für diese Welt ausersehen, und der Teufel will, daß wir beide hingehen. Du als ein Opfer, ich…«

Da schnellte Miriam hoch. Sie hatte jetzt einige Zeit gekniet. Es war ihr gelungen, Kräfte zu sammeln, die mußte sie einfach einsetzen. Dabei war sie so stark auf Isabella Norton fixiert, daß sie den Türschlüssel auf dem Boden nicht sah.

Miriam stürzte auf Isabella zu. Sie wollte den Schlüssel, und sie war sicher, daß diese andere Frau ihn hatte.

Leider besaß Miriam viel zu wenig Erfahrung mit Wesen der Finsternis.

Sie kannte nichts über deren Stärke und erlebte in den nächsten Sekunden einen schlimmen Horror.

Blitzschnell verwandelte sich Isabella Norton in ein widerliches Höllenwesen. Dies geschah so rasch, daß Miriam nichts unternehmen konnte. Sie kam auch nicht weg und sah sich plötzlich einem giftig galligen Wesen gegenüber, das nur aus Schleim und Knochen zu bestehen schien, jedoch zwei Arme hatte mit Händen, die man durchaus als Krallen bezeichnen konnte.

Gefährliche Krallen.

Und die schlugen zu.

Es waren gnadenlose Hiebe, die Miriam trafen. Zuerst an den Schultern, dort rissen sie die Kleidung auf und fetzten sie in langen schmalen Streifen nach unten.

Im nächsten Augenblick spürte Miriam di Carlo die Krallen auf ihrer Haut.

Der Schmerz war scharf und beißend.

Tränen schossen in ihre Augen, während sich das gallig grüne Monstrum zu einer wilden Furie entwickelte, schrie, fauchte und weiterhin zuhackte.

Sie waren wie Messer.

Miriam wurde bis gegen die Tür geschleudert. Zusätzlich stieß sie noch mit dem Hinterkopf gegen das Holz, was einen dröhnenden Laut ergab.

Für einen Moment sah sie Sterne, und im nächsten Augenblick waren die Krallen wieder da.

Von ihnen tropfte bereits das Blut. Ein grauenhafter Anblick, der Miriam bis an den Rand des Entsetzens trieb.

Abermals sah sie die Kralle. Diesmal dicht vor ihrem Gesicht. Für den Bruchteil einer Sekunde schien sie in der Luft zu erstarren, dann wurde sie nach vorn gewuchtet.

Sie hätte das Gesicht der jungen Frau zerstört, doch es gelang Miriam, in die Knie zu sacken. Sie fiel wie ein Stein zu Boden, und die Kralle verfehlte sie wirklich nur um Haaresbreite.

Dafür wühlte sie sich in die Haare der Miriam di Carlo, hakte sich dort fest, und die Frau spürte den beißenden Schmerz, der durch ihren Kopf zuckte.

Sie schrie!

Jedenfalls glaubte sie dies, doch es war nur ein Wimmern, das aus ihrem Mund drang.

»Aibon!,« flüsterte die andere. »Aibon…« Dann holte sie wieder aus…

***

Auch ich war nicht mehr sitzengeblieben. Neben Suko stand ich in lauernder Haltung und schaute nach rechts, wo Miriam di Carlo verschwunden war.

Ich selbst hatte den Aufschlag oder das dumpfe Geräusch nicht vernommen, da mußte ich mich voll und ganz auf meinen Freund Suko verlassen, was ich auch konnte.

»Wir sehen nach!« sagte er und startete schon.

Isabella Norton vertrat ihm den Weg. Sie breitete die Arme aus, doch Suko ließ sich auf nichts ein. Er stellte die Frau kurzerhand zur Seite und lief weiter.

Ich folgte ihm. Auch Bill Conolly wollte mit. Über die Schulter rufend bat ich ihn, bei Isabella zu bleiben. Ich traute der Frau nicht von der

Nase bis zu ihren Fußspitzen. Die spielte uns hier eine makabre Komödie vor, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß Miriam di Carlo in eine Falle gelockt worden war.

Suko, der vorgelaufen war, durchquerte auch als erster das Zimmer, gelangte in eine kleine Diele, und wie ich hatte er ebenfalls gehört, wo sich das Bad befand.

Direkt die linke Tür.

Als ich Suko erreichte, rüttelte er bereits an der Klinke. Wir hätten es voraussehen können, es war zu.

Kein langes Überlegen mehr. Mein Freund ging bereits zurück. Er konnte, wie auch ich, nur zwei Schritte Anlauf nehmen, aber die mußten einfach reichen.

Wir rannten, sprängen und wuchteten uns vor.

Gemeinsam trafen wir die Tür.

Es war ein Aufprall, der nicht nur sie, sondern auch uns erschütterte.

Man konnte meinen, daß sich die Tür nach innen durchbog, aber sie hielt der Wucht stand.

Suko fluchte, als er zurücksprang und es auf eine andere Art und Weise versuchte.

Mit einem Karatetritt.

Schloßhöhe mußte er treffen. Plötzlich sah ich meinen Partner in der Luft. Sein Fuß schnellte vor, der Kampfschrei drang aus seiner Kehle, und einen Augenblick später hörten wir beide das Splittern.

Die Tür flog auseinander. Genau dort, wo Suko sie mit seinem gewaltigen Tritt getroffen hatte. Sie wurde aus dem Schloß herausgesprengt, so daß wir freie Bahn bekamen.

Zuerst hörten wir das Wimmern. Dann sahen wir das Hindernis dicht hinter der Tür, und ein Blick reichte uns, um erkennen zu können, daß es sich dabei um Miriam di Carlo handelte.

Während Suko über sie hinweg und in das Bad sprang, bückte ich mich.

»Miriam«, flüsterte ich. »Mein Gott…« Mir stockten die Worte, denn die Frau sah schrecklich aus.

Über ihr Gesicht rann das Blut in langen Bahnen. Die Kleidung war zerfetzt. Nur noch Reste hingen an ihrem schweißnassen Körper. Der Atem ging keuchend, die Augen waren verdreht, und aus zahlreichen Wunden drang das Blut.

»Miriam, was ist geschehen?«

Sie konnte nicht sprechen, sondern wimmerte nur.

Ich schaute genauer hin. Dabei stellte ich fest, daß die Wunden zum Glück nicht so tief waren. Man konnte sie mehr als blutige Schrammen bezeichnen, aber das reichte auch völlig aus, und wer konnte schon sagen, wie Miriam ausgesehen hätte, wenn wir vielleicht eine halbe Minute später gekommen wären?

Ich zog sie hoch und ging mit ihr zum Waschbecken, da ich ihr das Blut aus ihrem Gesicht waschen wollte. Sicherlich gab es auch eine Hausapotheke im Bad, so daß erste Notmaßnahmen getroffen werden konnten.

»Hier ist nichts«, hörte ich Sukos Stimme. »Verdammt, niemand zu sehen, dem man das hätte in die Schuhe schieben können. Und das Fenster ist auch geschlossen.« Er schaute uns an und schüttelte den Kopf, da auch er von dem Anblick der Frau entsetzt war.

»Wir werden sie fragen«, sagte ich.

Suko sah, was ich vorhatte, kam und half mir. Er hielt Miriam di Carlo fest, während ich einen Waschlappen anfeuchtete, um ihr das Blut aus dem Gesicht zu waschen. Ich hatte warmes Wasser laufen lassen und tupfte die Stellen behutsam ab.

Miriam hielt sich tapfer. Sie jammerte nicht, biß die Zähne zusammen und sagte auch nichts, als Suko Pflaster fand und sie auf die kleinen Wunden klebte.

»Geht es etwas besser?« fragte ich.

»Ein wenig!« stöhnte sie.

Jetzt stellte ich die wichtigste Frage. Sie brannte mir auf dem Herzen.

»Wer war es, Miriam?«

»Eine Frau!«

»Hast du sie erkannt?«

»Ja, ja! Es war…« Ihre Stimme wurde jetzt lauter. »Isabella Norton!«

Nach dieser Antwort war es für einen Moment still. Bis von der Tür her ein schriller Schrei aufklang, zu vergleichen mit einem kreischenden Lachen.

Wir drehten uns um.

Zwei Personen standen auf der Schwelle. Bill Conolly und Isabella Norton. Sie hatte das Lachen ausgestoßen, und sie lachte auch weiter, während ihr Mund aufgerissen war.

»Seien Sie ruhig!« fuhr ich sie an, denn das Geräusch zerrte an meinen Nerven.

Sie klappte ihren Mund zu. Bill stand neben ihr und hob seine Schultern.

Ratlosigkeit sprach aus seinem Blick.

Auch Miriam hatte den Kopf so gedreht, daß sie die Frau anschauen konnte, während sie weiterhin von mir gestützt wurde. Ich beobachtete die Reaktion meines Schützlings, und sie zuckte zusammen.

»Das!« schrie sie. »Das ist sie. Sie hat mich…« Miriam verstummte. Sie begann zu zittern und schluchzte.

Ich strich über ihr Haar, während ich Isabella Norton anschaute, die kalt und spöttisch lächelte.

»Was soll ich getan haben?« erkundigte sie sich höhnisch. »Ihre Kleine da spinnt, und das wissen Sie genau. Ich habe die besten Zeugen, die man sich vorstellen kann, nicht wahr, meine Herren? Sie waren bei mir, als es passierte. Wie soll ich sie dann angegriffen haben?«

Im Prinzip hatte sie recht. Und sie zeigte eine so große Sicherheit und auch Überlegenheit, daß es mich störte und ich allmählich die Wut bekam.

»Die Kleine spinnt!« stellte Isabella Norton mit kalter Stimme fest und drehte sich um.

»Moment noch«, sagte ich. »Bleiben Sie!«

»Bitte.«

»Gesetzt den Fall, Sie haben recht, Mrs. Norton, dann frage ich Sie allerdings, wer für die Verletzungen dieser Frau letztendlich die Verantwortung trägt?«

»Das weiß ich doch nicht. Vielleicht hat sie sich die Wunden selbst zugefügt?«

»Würden Sie das machen?«

»Wer weiß, zu welchen Taten Irre alles fähig sind«, hielt sie mir entgegen.

Auch Miriam di Carlo hatte ihre Worte gehört. Sie war von ihnen regelrecht angemacht worden und hatte irgendwie einen Energiestoß bekommen, denn sie schnellte herum und löste sich dabei auch aus meinen stützenden Griff.

»Nein!« brüllte sie, daß sogar Speichel vor ihren Lippen sprühte. »Ich bin nicht verrückt, ich bin nicht wahnsinnig.« Ihr Arm zuckte vor. Die Fingerspitze deutete auf Isabella Norton. »Sie war es. Ich habe mich nicht getäuscht. Sie trug die gleiche Kleidung und sah ebenso aus wie diese Frau. Und sie stand in der Wanne.« Miriam drehte sich jetzt, um auf die Wanne deuten zu können. »Dort!« rief sie. »Dort genau hielt sie sich auf. Dann kam sie auf mich zu«, erklärte sie in hastigen Worten und immer von keuchenden Atemzügen unterbrochen, »und sie verwandelte sich. Sie wurde zu einem widerlich grünen Monstrum, das aus Schleim und Knochen bestand und Hände wie Krallen hatte. Damit schlug es zu. Einmal, zweimal und immer wieder. Sie hätte mich getötet, wenn…« Da konnte Miriam nicht mehr, senkte den Kopf und weinte.

Isabella Norton aber hob nur die Schultern. »Ich habe es Ihnen doch gesagt, eine Irre ist sie.«

Dies wollte mir einfach nicht in den Kopf. Auch auf den Gesichtern meiner Freunde las ich den Zweifel. Vielleicht hätten wir anders gedacht, wären wir normale Polizeibeamte gewesen, so aber mußte ich die Aussagen aus einem anderen Blickwinkel betrachten. Und zwar aus dem der Schwarzen Magie.

Hier war etwas geschehen, für das es keine normale Erklärung geben konnte.

Wem sollte ich glauben?

Wenn ich das hintergründige und teilweise wissende Lächeln der Isabella Norton sah, dann tendierte ich zu Miriam di Carlo. Trotz aller Widersprüchlichkeiten ihrer Aussagen. Hier war etwas geschehen, das wir genau erforschen mußten. Wie ich das anstellen sollte, wußte ich noch nicht.

»Und dann hat dieses Monstrum noch etwas gesagt«, flüsterte Miriam di Carlo erstickt.

»Was?«

Sie hob den Kopf und schaute mich klar an. »Aibon!« hauchte sie. »Das Monstrum hat von Aibon gesprochen. Nur davon…«

Ich schaute Isabella an. Sie rührte sich nicht. Kein Muskel zuckte in dem starren Gesicht mit den herabgezogenen Mundwinkeln. Sie stand da, als würde sie die ganze Sache überhaupt nichts angehen.

»Wer ist Aibon?«

»Noch nie gehört«, sagte die Norton. »Was weiß ich, was sich die Irre da alles zusammenspinnt.«

»Die Frage galt auch nicht Ihnen«, fuhr ich sie an.

»Auch ich weiß nichts Genaues«, flüsterte Miriam. »Sie sagte, daß Aibon mich will und es irgendwie mit dem Teufel zusammenhängt. Das ist wirklich alles.«

»Ist dir nicht der Begriff vom dunklen Gral gefallen?« hakte ich nach.

»Nein, nie.«

Das war in der Tat rätselhaft. Schon wieder hörten wir den Namen Aibon. Irgend etwas mußte er mit dem dunklen Gral zu tun haben, aber so sehr ich auch grübelte, eine Lösung fand ich nicht.

Da war von den Schriften des Aibon die Rede gewesen, von den sieben Toren des Schreckens, aber was Aibon selbst bedeutete, das konnte mir niemand sagen.

»Sind Sie nun zufrieden, Mr. Polizist?« erkundigte sich Isabella Norton lässig.

»Fast.«

»Also noch immer mißtrauisch?«

»Ja.«

»Und weshalb?«

»Ich glaube Ihnen einfach nicht.«

»Dann dürfen Sie auch Ihren Augen nicht trauen, Mr. Sinclair. Oder haben Sie mich weggehen sehen?«

Sie konnte darauf herumreiten, und mir fiel es schwer, eine Gegenantwort zu geben. Den Raum hatte sie tatsächlich während unserer Anwesenheit nicht verlassen. Mir kam der Gedanke einer Zwillingsschwester, und danach fragte ich sie.

Isabella Norton lachte. »Tut mir leid, ich bin ein Einzelkind. Außerdem hat Ihre kleine Freundin ja von einem Monstrum gesprochen, das von grünlicher Farbe war und sie an Schleim erinnerte. Glauben Sie im Ernst, daß ich so eine Zwillingsschwester habe?«

Mit dieser Frage hatte sie mich abermals gefangen. An diese Frau kamen wir nicht heran.

»Falls Sie noch länger hier im Bad bleiben wollen, kann ich ja Wasser einlaufen lassen«, sagte sie spöttisch.

»Wir gehen!« entschied ich.

Und Bill meinte scharf: »Kommen Sie mit, Madam!«

Die beiden gingen als erste. Suko schob sich an mir vorbei und folgte ihnen. Seine Stirn hatte er in Falten gelegt, der Blick war zu Boden gerichtet, und er hob seine Schultern. »Ich verstehe es nicht«, gab er ehrlich zu.

»Ich auch noch nicht«, erwiderte ich fest.

»Das klingt optimistisch«, meinte Suko.

»Soll es auch.«

Der Chinese hob die Schultern. »Wir werden sehen, John, wie es weitergeht.« Er schritt vor, und ich verließ zusammen mit Miriam di Carlo das Bad.

»Warum hat es gerade dich getroffen?« fragte ich leise.

»Ich habe keine Ahnung«, erklärte sie. »Vielleicht habe ich bemerkt, daß irgend etwas in der Luft lag, und ich mußte einfach so reagieren. Erklären kann ich es mir auch nicht.«

Das konnte wohl noch keiner von uns. Aber ich wollte die Wohnung auch nicht ohne Erfolg verlassen. Im Moment tat sich zwar nichts, dennoch hatte ich das Gefühl, als würde um uns herum etwas lauern und nur darauf warten, daß wir wieder verschwanden.

Aibon!

Mir ging der Name nicht aus dem Kopf, und ich dachte auch noch darüber nach, als ich zusammen mit Miriam di Carlo den Wohnraum betrat, wo die anderen warteten.

Vor allen Dingen zeigte Isabella Norton ein überhebliches Grinsen. Sie hatte sogar die Stirn gerunzelt und verzog das Gesicht, als sie uns sah.

»Da Sie alles mitbekommen haben, möchte ich Sie bitten, mein Haus zu verlassen.«

Ich drückte Miriams Arm aus meiner Ellbogenbeuge und schritt auf Isabella zu. »Sie irren sich«, sagte ich, als ich zwei Schritte vor ihr stehenblieb. »Es bleiben noch einige Fragen offen.«

Sie lächelte mokant. »Welche denn?«

Ich griff unter mein Hemd. Da ich keine Krawatte trug, stand der oberste Knopf offen. »Da hätte ich noch was für Sie«, sagte ich wie

nebenbei und zog dann blitzschnell das Kreuz hervor, wobei ich die Kette über den Hals streifte.

Da hörte ich den Schrei.

Er zitterte noch durch den Raum, als ich das Kreuz bereits auf Isabella zuschleuderte…

***

Ich hatte eine Idee zu lange gezögert. Es war nicht einmal bewußt geschehen, denn beim Umlegen der Kette hatte sie sich an meinem rechten Ohrläppchen verhakt gehabt, und diese kurze Zeitspanne konnte Isabella Noron ausnutzen.

Sie warf sich zur Seite.

Es war ein gedankenschnelles Ab stoßen, und durch diese Bewegung schaffte sie es, dem Kreuz zu entgehen. Es wirbelte an ihr vorbei, prallte gegen die hohe Couchlehne und fiel auf die Sitzfläche, wo es liegenblieb.

Dann sprang Bill Conolly.

Er hatte genau mitbekommen, daß die Frau wegwollte, und sie lief ihm praktisch in den Weg, denn der Reporter stand zu den Ausgangstüren des Zimmers am günstigsten.

Bill machte einen Fehler. Er glaubte, die Frau so einfach aufhalten zu können, doch im nächsten Augenblick wurde er eines Besseren belehrt, denn zwischen seinen ausgestreckten Armen hindurch wuchtete Isabella ihren spitzen Ellbogen und hatte das Glück, meinen Freund Bill genau an der Kinnspitze zu treffen. Bill kam ins Taumeln, stieß noch gegen einen Sessel und wurde behindert.

Da war Isabella schon an der Tür und wie ein phantomartiges Wesen aus dem Zimmer geschnellt.

Dies alles hatte kaum länger als zwei Sekunden gedauert. Ich stand zu weit von der Tür weg. Suko und Bill waren dem Ausgang näher, und sie übernahmen auch die Verfolgung, während ich zurückblieb, mein Kreuz aufnahm und mich um Miriam kümmerte.

Mir fiel auf, daß sie in einer seltsam erstarrten Haltung auf dem Fleck stand und auf das Fenster starrte.

Ich blieb ebenfalls stehen, pendelte meinen Blick ein und glaubte zu träumen.

Wir befanden uns nicht mehr in London. Kein Glanz der Lichter, keine Dunkelheit war zu sehen, sondern ein seltsames, unheimliches Land.

Eine Landschaft, wie es sie nur in anderen Dimensionen gab, und ich hatte das Gefühl, einen Blick nach Aibon zu werfen…

***

Es war selbstverständlich, daß Suko und Bill die Verfolgung der flüchtenden Frau übernahmen. Mit ihrer Reaktion hatte sie bewiesen,

wie tief sie in dem Fall steckte, daß alles, was sie bisher gesagt hatte, nicht stimmte.

Wo sollte sie hin?

Sie befand sich in einem Penthouse, und aus diesem begrenzten Raum konnte sie nicht ins Freie flüchten, es sei denn, sie würde sich in die Tiefe stürzen.

Suko und Bill hörten die Frau laufen. Sie rannte den Weg, den sie schon einmal genommen hatte, und sie verschwand auch durch die zerbrochene Tür ins Bad.

Die Diele davor war ziemlich eng. Suko und Bill behinderten sich fast gegenseitig, und als sich Suko als erster durch die zerstörte Tür schob, hörten sie bereits das Splittern der Scheibe.

»Verdammt!« fluchte Bill, »die ist verrückt!«

Eine Sekunde später sahen beide, daß die Frau überhaupt nicht so verrückt war. Sie hatte die große Scheibe des Badezimmerfensters eingeworfen, und es war ihr bereits gelungen, auf die Fensterbank zu klettern. Dort hockte sie und starrte die beiden Männer an. In ihren Augen lag ein Leuchten, beide Arme hatte sie ausgestreckt, um das Gleichgewicht zu halten, und ihre Haare hatten sich aufgestellt, als wären es dünne Fäden, die zitternd in der Haltung verharrten.

Auch Bill und Suko gingen nicht mehr weiter. Was die Frau da tat, grenzte an Wahnsinn. Dies jedoch sah nur im ersten Augenblick so aus, denn plötzlich erschien hinter ihr eine Gestalt.

Weder schleimig, noch grünlich schimmernd, sondern ebenso aussehend wie Isabella Norton.

Eine Doppelgängerin!

Suko und Bill wurde vieles klar.

Jetzt wußten sie auch, wer Miriam di Carlo überfallen hatte, doch das Wissen nutzte ihnen nicht viel, denn die Doppelgängerin reagierte. Ihre Arme umklammerten die echte Isabella Norton, und bevor die Männer noch eingreifen konnten, waren beide verschwunden.

Was Suko und Bill hörten, war ein gellendes und höhnisches Gelächter, das in das Zimmer hineinschallte und als Echo von den kahlen Wänden zurückgeschleudert wurde.

Im nächsten Augenblick schien der Chinese durch die Luft zu fliegen. So sehr beeilte er sich. Er stieß sich auch ab und umklammerte die Fensterbank, um einen Blick nach draußen zu werfen.

Es war nicht die Tiefe, die er sah, sondern eine völlig andere Umgebung, die auch Gefahren in sich barg, denn einen Moment später wurde Suko von einer gewaltigen Kraft erfaßt, die ihn in das unheimliche Land hineinreißen wollte…

***

Eine andere Dimension lag vor uns, ein anderes Land. Auf keinem

Atlas verzeichnet, von Menschen vielleicht vergessen, aber dennoch existent.

Aibon?

War es tatsächlich das geheimnisumwitterte Land, von dem in der letzten Zeit immer gesprochen wurde?

Ich war, ehrlich gesagt, fasziniert. So etwas wie ein Schauer der Ehrfurcht rieselte über meinen Körper, als ich durch die Scheibe schaute und dieses andere Land betrachtete.

Hügel, Berge, Ebenen. Alles sah ich durch die Scheibe, und die Landschaft kam mir auf eine seltsame Weise in der Perspektive verzerrt vor, so daß sich innerhalb eines kleinen Ausschnitts das Wesentliche konzentrierte.

Unwahrscheinlich…

Ich schluckte. Aibon der dunkle Gral — die sieben Tore des Schreckens.

Konnte ich all das finden, wenn ich die Scheibe durchschlug und in das Land hineinging?

Ich wußte es nicht und spürte nur die Hand der Miriam an der meinen.

Sie übte einen leichten Druck aus, während wir beide vorgingen und an der Scheibe stehenblieben.

»Das ist Aibon«, sagte sie. Ihre Stimme klang so bestimmt, daß ich mich wunderte.

»Woher weißt du es?«

»Ich spüre es plötzlich«, flüsterte sie. »Der Teufel will Aibon besitzen!« hauchte sie und schaute mich an.

Irgendwie war ich alarmiert. Vorhin noch hatte Miriam di Carlo nichts gesagt, doch nun redete sie so sicher. Sie sprach vom Teufel, der das Land haben wollte und mit ihm möglicherweise auch den dunklen Gral.

Wußte Miriam di Carlo vielleicht mehr?

Ich drehte meinen Kopf und schaute sie an. Dabei mußte ich den Blick senken, während der ihre starr auf die Scheibe gerichtet war. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt, der Mund bildete nur einen Strich, und das kleine Kinn sprang trotzig hervor.

»Was weißt du, Miriam?« flüsterte ich.

»Nicht viel, John, nicht viel…«

»Aber dir ist etwas über Aibon bekannt.«

Sie zögerte mit der Antwort. Danach hatte ich noch Mühe das Wort »Ja« zu verstehen.

»Bitte, erzähle es mir. Du mußt es sagen. Ich will alles über Aibon wissen.«

Sie hob die Schultern. Dabei verzogen sich ihre Mundwinkel. Ein gequälter Ausdruck zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. »Es ist so

schwer«, hauchte sie. »Ich bin zu diesem Haus geführt worden. Irgendeine Kraft hat mich getrieben, von der ich vorhin noch keine Ahnung hatte, aber jetzt bin ich da und kämpfe mit der Erinnerung. Die anderen wollen etwas von mir. Sie rufen mich.«

»Was sind das für Stimmen?« hakte ich nach. »Ist es Isabella Norton, die dich ruft?«

»Nein, andere.«

»Wer?«

Sie holte tief Atem. Ausweichend gab sie mir die nächste Antwort. »Ich habe das Gefühl, als wollte man mich in meine alte Heimat zurückholen. Da sind Stimmen, die mich daran erinnern, daß ich dazugehöre. Zu Aibon, John, ich muß hin!«

Das letzte Wort hatte sie scharf gesprochen. Sie hob auch den Kopf, wollte meine Reaktion sehen, und ich zuckte zusammen. Eine Gänsehaut rann dabei über meinen Rücken. Obwohl mir Miriam einiges erklärt hatte, verstand ich wenig. Ich wußte nicht, was sie genau gemeint hatte, aber irgendwie schien sie mit dem Land in Verbindung zu stehen.

Ohne daß ich es großartig merkte, zog sie ihre Hand aus der meinen und ging allein vor. Es waren nur wenige Schritte, die sie bis zur Scheibe zurückzulegen hatte. Davor blieb sie stehen, preßte ihre Stirn dagegen, winkelte die Arme an und breitete sie aus, wobei sie gleichzeitig noch die Hände spreizte, so daß sie mit ihren zehn Fingern kreisförmig über die Scheibe fahren konnte.

Sie starrte hinaus.

Ich kam mir in diesen Augenblicken wie ein Statist vor. Von Suko und Bill hörte ich ebenfalls nichts, mich interessierte auch nur das geheimnisvolle Land.

Es schien zu locken, denn auch ich konnte mich der Faszination nicht entziehen. Aibon übte eine Anziehungskraft auf mich aus, die schon gefährlich zu nennen war, und ich faßte nach meinem Kreuz, als wäre es ein Rettungsanker.

Es hatte sich verändert.

Sehr überrascht war ich, als ich das grüne Leuchten erkannte, das sich um das Kreuz herum wie ein Schleier gelegt hatte.

Ein verändertes Kreuz?

Himmel, ich hatte es bereits einmal erlebt, als ich mit den Männern vom dunklen Gral konfrontiert wurde.[4]

Und nun war die Magie wieder vorhanden.

Aibon strahlte sie ab.

Bisher hatte ich geschwiegen. In die Stille hinein klang Miriam di Carlos Stimme.

»Ich weiß jetzt, was geschehen ist, John. Da sind fremde Gedanken, die von Aibon kommen und sich mir offenbaren. Der Satan will den

dunklen Gral. Er fürchtete sich vor ihm, er hat Angst, und er hat jemand gesucht, der ihm den Weg ebnen soll. Es war Isabella Norton. Der Satan will Aibon testen, denn das Land bedeutet für ihn eine Gefahr…«

»Nur Aibon?« fragte ich, »oder gibt es andere?«

»Ja, der dunkle Gral.«

»Was ist er?«

»Das weiß ich nicht genau.«

»Wenn du Kontakt zu Aibon hast, dann…«

»Sie rufen mich aus dem Land der Vergessenen«, flüsterte Miriam. »Ich höre die Stimmen…« Sie schwieg.

Ich aber wollte mehr wissen. »Was sagen die Stimmen? Los, raus mit der Sprache! Was wollen sie von dir? Bitte, Miriam, rede…«

»Sie sprechen von einer Heimat. Ja!« rief sie plötzlich, »das ist es! Eine Heimat. Aibon ist meine Heimat, John. Immer schon gewesen. Ich muß nach Aibon, ich gehöre dahin, ich bin eine aus diesem Land.«

»Aber du lebst jetzt!« hielt ich ihr entgegen.

»Schon, doch Aibon ist meine wahre Heimat. Vielleicht bin ich wiedergeboren, wer kann das wissen. Ich spüre auch meine Schmerzen nicht mehr, Aibon ist faszinierend, John. Es tut mir leid, aber ich kann nicht anders. Mich hat der Ruf erreicht, und ich muß ihm folgen. Bitte, verstehe das doch!«

Ich ballte meine Hände. Allmählich lichtete sich der Schleier. Jetzt wußte ich auch, weshalb Miriam di Carlo hierhergekommen war. Aibon hatte sie gerufen.

Das Land ihrer Väter?

So konnte man vielleicht sagen. Ein Land, das sie kennen mußte, und ein Land, das sie kannte und jetzt zurückholen wollte.

»Es ist so schön«, flüsterte sie. »Aibon ist so schön. Die herrlichen Wiesen, die grünen Hänge, die klaren Bäche, die breiten Flüsse, die dunklen Wälder. Aibon ist das Paradies.«

»In das der Teufel aber hinein will«, sagte ich.

»Ja, er versucht es immer wieder. Aber er wird es nicht schaffen. Dafür müssen wir sorgen. Noch schlafen die anderen Kräfte, aber sie haben ihre Hüter ausgeschickt, um sich in der Welt umzusehen. Die sieben Tore des Unheils sind verschlossen, der Weise von Aibon hat sich zurückgezogen, der dunkle Gral liegt im Tunnel der Zeiten, aber es wird der Tag kommen, wo er sich erhebt, und davor fürchtet sich der Teufel. Er hat eine schreckliche Angst davor, daß er nicht nur die Großen Alten als Gegner bekommt, sondern auch Aibon. Ersucht Verbündete in seinem Kampf. Ich sehe alles vor mir, der Teufel will nicht mehr allein agieren. Er will sich mit anderen verbünden…«

»Mit wem?«

»Das kann ich nicht sagen, John, aber es darf ihm nicht gelingen,

Aibon zu zerstören. Er selbst ist zu feige. Er hat genau gewußt, was geschieht. Ich merke es immer klarer. Der Satan war darüber informiert, daß Aibon mich rufen würde, damit ich dieses Land betrete und durchstreife. Das ist seine Chance. Da hat er sich einen Helfer geholt. Eine Frau, Isabella Norton. Sie sollte für ihn wie eine Dolchspitze nach Aibon hineinstoßen und ausspionieren. Die Chance bekommt er nicht so schnell wieder, John Sinclair. Wer weiß, wann Aibon wieder erscheint. Die Gelegenheit war für den Satan günstig, und er hat seine Dienerin Isabella Norton geschickt.«

»Siehst du sie?« fragte ich Miriam.

»Nein, sie läßt sich nicht blicken. Aber sie ist bestimmt da. Sie muß nach Aibon gehen.«

Ich hatte in den letzten Minuten nicht nur viel erlebt, sondern auch eine ganze Menge erfahren. Wenn ich jeweils das Geheimnis des dunklen Grals lösen wollte, mußte ich nach Aibon gehen, und ich spielte mit dem Gedanken, es an Miriams Seite zu versuchen.

Die Frau hatte meine Schlußfolgerungen erraten, und sie schüttelte den Kopf. »Nein, John Sinclair«, sagte sie. »Dein Platz ist nicht in Aibon. Du gehörst nicht in dieses Land, denn du bist von einem anderen Blut. Für dich bleibt Aibon versagt, solange die sieben Tore des Schreckens geschlossen sind. Erst wenn sie geöffnet werden, hast du die Chance, das Land zu betreten.«

»Aber du willst hin!« hielt ich ihr vor.

»Ich gehöre zu ihnen, John. Ich spüre es immer deutlicher. Ich bin eine von ihnen, sieh nur!«

Bisher hatte sie mir den Rücken zugewandt, jetzt aber drehte sie sich ruckartig um.

Ich starrte sie an.

Staunend, atemlos Miriam di Carlo hatte sich verändert. Sie war zwar noch ein Mensch, aber sie erinnerte mich an die Diener des dunklen Grals, die ich bereits gesehen hatte, als es gegen Bella Benson und deren Vampire ging.

Miriam di Carlos Haut hatte einen graugrünen Schimmer angenommen.

Sie war eine Dienerin des dunklen Grals…

***

Zuerst war es nur ein Wind.

Suko hörte das Fauchen, und er spürte den Sturm wie gierige Arme, die über seinen Körper tasteten, um ihn hineinzuschleudern in ein Land, das aus dem Nichts entstanden war.

Nicht umsonst gehörte der Inspektor zu den reaktionsschnellsten Menschen. Bevor er fiel, gelang es ihm, sich am Rand des Fensters festzuklammern.

Dann wurden ihm schon die Beine weggerissen, so daß er waagerecht in der Luft schwebte. Seine gestreckten Beine stachen dabei in das andere Land hinein.

Es war eine Haltung, die Suko nur für kurze Zeit einnehmen konnte.

Bereits nach wenigen Sekunden zeichnete Anstrengung sein Gesicht, und er starrte auf Bill Conolly.

Bisher hatte sich der Reporter nicht gerührt. Wie auch der Chinese war er von diesem plötzlichen Angriff überrascht worden. Er mußte erst seine Schrecksekunde überwinden, und als er auf Suko zulief, da hörte er auch die Warnung des Inspektors.

»Vorsicht, Bill! Gib acht! Die Kraft wird dich zerreißen!«

Suko hatte die Worte nicht umsonst gesprochen. Er spürte selbst die Kräfte, die an ihm rissen und zerrten. Sie wollten ihn in das Land hineinziehen, um ihn vielleicht für alle Zeiten verschwinden zu lassen.

Der Chinese kämpfte um sein Leben. Die Anstrengung verzerrte sein Gesicht. Es besaß kaum noch einen menschlichen Ausdruck und schien auseinanderfliegen zu wollen.

Aus seinem Mund drangen keuchende Geräusche. Laute, die abgehackt klangen, und im nächsten Moment wurde die Gefahr für den Chinesen noch größer, denn von unten her tauchten zwei lange, grüne, schleimige Arme auf, die seinen Körper umfaßten.

Die Chancen des Inspektors sanken allmählich dem Nullpunkt entgegen.

Lange konnte er sich nicht mehr halten, und aus eigener Kraft würde er sich auch nicht befreien können.

Da war noch Bill Conolly.

Ein Sprung brachte ihn dicht an das Fenster. Er mißachtete die Gefahr, der Reporter setzte sein eigenes Leben ein, um das von Suko zu retten.

Mit beiden Händen packte er das rechte Handgelenk des Freundes. Er drehte seine Finger darum wie Klammern aus Stahl und schrie dem Chinesen dabei zu, loszulassen.

Das tat Suko.

Plötzlich gab es einen Ruck. Bill Conolly wurde nach vorn gezogen. Er prallte gegen die Wand unter dem Fenster. Suko konnte sich auch mit der anderen Hand nicht mehr halten, sein Körper wurde in die Höhe geschleudert, und er flatterte wie eine Fahne, die von einem unheimlichen Sturmwind erfaßt worden war.

Suko hing jetzt an Bills Händen. Und da waren noch die Arme, die aus der Tiefe schossen und seinen Körper in Hüfthöhe umfaßt hielten und nicht daran dachten, loszulassen.

Bill bog sich zurück.

Er setzte alle Kräfte ein, die ihm zur Verfügung standen, aber die anderen waren stärker.

Sie preßten den Reporter härter gegen die Wand unter dem Fenster, während Suko noch mehr in die Höhe geschleudert wurde. Die unheimlichen Kräfte wirbelten seinen Körper hoch. Wenn es so weiterging, würde er bald senkrecht stehen, und auch Bill merkte die Gewalt, die aus dem anderen Land kam.

»Suko!« brüllte er. »Ich kann dich nicht mehr halten! Verdammt, die Kraft reißt mir den Arm ab!«

»Laß los!«

»Nein, ich…«

Sukos Gesicht verzerrte sich noch mehr. »Laß meine Hand los, verdammter Idiot! Ich werde schon…«

Bill schüttelte den Kopf. Er wollte es nicht, aber er spürte den Ruck, seine Füße verloren den Kontakt mit dem Boden, und im nächsten Augenblick wurden er und Suko hineingerissen in das Land Aibon, wobei sie wie zwei welke Blätter Papier durch die Luft schleuderten und die glitschigen, grünen Arme den Inspektor losließen, denn sie hatten ihre Schuldigkeit getan…

***

Es war unfaßbar für mich. Da stand Miriam di Carlo vor mir und sah aus wie eine Dienerin des dunklen Grals.

Zum Glück hatte ich es im Laufe der Zeit gelernt, mich rasch auf wechselnde Situationen einzustellen, deshalb fragte ich sie: »Wer bist du nun wirklich, Miriam?«

Sie griff mich nicht an, sie machte mir auch keine Vorwürfe. Sie lächelte nur: »Wer ich bin?« Nach dieser Frage verklärte sich ihr Gesicht, wobei sie nach innen zu lauschen schien. »Das, John Sinclair, kann ich selbst dir nicht genau sagen. Ich gehöre zu ihnen, dies weiß ich jetzt, und ich werde meine wahre Existenz suchen und auch finden. Auf dieser Welt, John Sinclair, ist kein Platz mehr für mich. Ich gehöre nach Aibon, ich bin eine Tochter dieses Landes, und das werde ich immer sein, verstehst du?«

Ich nickte.

Sie aber antwortete mir mit einem schmalen Lächeln. »Nein«, sagte sie, »du wirst es sicherlich nicht verstehen, das kannst du nicht. Um Aibon zu begreifen, muß man es erleben. Dieses Land ist anders, John Sinclair. Ganz anders. Es verbirgt unzählige Geheimnisse, die auch dem Teufel gefährlich werden können. Nur deshalb hat er versucht, nach Aibon einzudringen, nur deshalb. Ich aber werde gehen, und du kannst mich nicht aufhalten.«

»He, warte noch…« Ich streckte den Arm aus, weil ich noch soviel von ihr erfahren wollte, es war eine sinnlose Geste. Miriam hatte ihren Entschluß gefaßt und ließ sich nicht davon abbringen. Sie drehte sich um und ging davon.

Es gibt Momente im Leben, wo man einfach begreifen muß, daß man verloren hat.

Und ich hatte im übertragenen Sinne verloren. Miriam di Carlo war eine Reisende, die man nicht aufhalten konnte und auch nicht sollte. Sie brauchte nur einen Schritt, um die Scheibe zu erreichen, hinter der Aibon lag.

Und sie ging hindurch!

Miriam erlebte den Sog, den Aibon auf sie ausübte. Ich schaute ihr nach und hatte dabei das Gefühl, als würde sie den Boden überhaupt nicht berühren, sondern nur schweben.

Sie ging dahin, nur wenige Yards trennten uns, doch für mich waren es Welten.

Miriam hatte gewonnen, der Teufel verloren!

Zwar hatte Asmodis den Zeitpunkt gut abgepaßt, doch es war ihm nicht gelungen, ebenfalls nach Aibon einzudringen und es an sich zu reißen.

So jedenfalls dachte ich und wurde einen Herzschlag später eines Besseren belehrt, denn plötzlich erschienen zwei Gestalten.

Isabella Norton und Isabella Norton. Zweimal die gleiche Person!

Jetzt wußte ich Bescheid, denn Miriam hatte sich nicht getäuscht. Sie hatte tatsächlich gegen eine Isabella Norton gekämpft, obwohl eine von ihnen bei uns war.

Welch eine teuflische Magie!

Auch die beiden Isabellas schienen mit ihren Füßen den Boden nicht zu berühren. In Aibon war eben alles anders. Von einem Paradies hatte Miriam di Carlo gesprochen, aber war es das wirklich?

Alles spielte sich nach wie vor in Nähe der Scheibe ab, und ich bekam mit, wie die beiden seltsamen Frauen Kurs auf Miriam nahmen, die stehenblieb, den Kopf drehte, doch nicht zu ihren Feindinnen schaute, sondern vorbeisah.

Ihr Blick galt anderen Zielen.

Es waren zwei Körper, die durch die Luft wirbelten wie welke Blätter.

Bill Conolly und Suko!

***

Mir stockte der Atem. Jetzt hatte es meine beiden Freunde auch erwischt.

Ich versuchte, mich an die Worte der Miriam di Carlo zu erinnern. Sie hatte davon gesprochen, daß niemand das Land betreten dürfe, wenigstens jetzt noch nicht, und im Augenblick befanden sich Suko und Bill in diesem Land.

Gedanken darüber, wie sie hineingekommen waren, machte ich mir nicht. Wichtig war, ob sie das Land jemals aus eigener Kraft wieder

verlassen konnten.
Irgendwie fiel es mir schwer, daran zu glauben, und mir zuckte es in den Fingern, ebenfalls einen Versuch zu starten, um Aibon zu betreten.
Miriam di Carlo hatte es geschafft. Die Scheibe setzte ihr keinen Widerstand entgegen. Würde sie bei mir, wenn ich es versuchte, die gleiche Durchlässigkeit zeigen?
Ich ging einfach vor.
Meine Gedanken schaltete ich aus. Über ein Für und Wider dachte ich nicht nach, und ich stieß schon bald mit der freien linken Hand gegen die Scheibe.
Widerstand!
Ich hatte es mir gedacht. Da kam ich nicht raus. Die große Fensterscheibe hätte ich schon zerschlagen müssen.
Vielleicht half mein Kreuz!
Es schimmerte nicht mehr in dieser grünen Farbe: Für mich ein Beweis, daß die Magie des Landes Aibon getrennt existierte. Zudem hatte mich Miriam verlassen, das Kreuz konnte also wieder normal reagieren.
Ich stieß damit gegen die Scheibe, war für die Zeitdauer dieses Geräuschs voller Hoffnung und wurde enttäuscht, als nichts geschah.
Keine Reaktion!
Vor Wut begann ich zu zittern. Ich konnte hineinschauen nach Aibon, sah meine Freunde und die beiden Gestalten der Isabella Norton, die sich dicht an der Scheibe aufhielten, tanzten und ihre Gesichter zu einem höhnischen Grinsen verzogen hatten.
Sie vollführten mit ihren Armen schlangengleiche Bewegungen, ließen die Hände kreisen, drehten Ovale, spreizten die Finger und lachten lautlos.
Sie verhöhnten mich.
Noch war ich nicht am Ende. Es gelang mir, meine Gefühle unter Kontrolle zu bekommen, so daß ich realistischer denken konnte. Suko und Bill waren ja auch in das Land hineingekommen. Demnach mußte es einen Weg geben. Und den wollte ich finden!
Es kam anders.
Über mir hörte ich eine kratzige und höhnisch klingende Stimme, die ich gut kannte. Schon des öfteren hatte ich meinem Erzfeind Asmodis gegenübergestanden, sei es nun in der normalen Welt oder in einer anderen Dimension.
»Aibon ist für dich eine Nuß, die du nicht knacken kannst, John Sinclair!« sagte er spöttisch. »Daran beißt du dir die Zähne aus!«
Ich schnellte herum, blickte nach oben und sah an der Decke die widerliche Teufelsfratze…

***

Der Sturm blies sie hinaus in die Fremde. Sie trudelten durch die Luft, kamen sich vor wie Fallschirmspringer, doch sie hatten die Kontrolle über ihre Körper verloren.

Suko und Bill waren Kräften hilflos ausgeliefert, die sie nicht lenken konnten. Andere machten mit ihnen, was sie wollten, und sie wirbelten weiter durch die Luft.

Obwohl sie sich nicht darüber verständigten, fiel beiden von ihnen die seltsame Luft auf.

Sie war ungewöhnlich klar und rein, als wäre sie mit einem doppelten Anteil an Sauerstoff aufgefrischt worden. Und sie gewöhnten sich auch an ihren unfreiwilligen Flug, so daß sie allmählich die Kontrolle über die Körper bekamen und sich umschauten.

Weit konnten sie sehen!

Der Blick flog über ein grünes Land, über Wiesen, Hügel, Wälder, bis hin zu fernen Bergen, die sich seltsam scharf und violett schimmernd vor einem grünlichen Himmel abhoben.

Ein wunderbares Land, aber auch ein gefährliches. Suko und Bill ließen sich da nicht täuschen.

Plötzlich gerieten sie in einen Kreisel, der sie zuerst hochschleuderte, um sie anschließend auszuspeien und dem Boden entgegenzuwerfen.

Wenn sie mit dieser Geschwindigkeit aufprallten, war es aus.

Das geschah nicht.

Da schienen auf einmal unsichtbare, helfende Hände zu sein, die sie stützten und ihren Fall verlangsamten, so daß sie ohne Schwierigkeiten den Boden berühren konnten.

Langen Schrittes liefen sie durch dichtes Gras, das fein wie ein dünner Teppich wuchs.

Sie hatten es geschafft und gingen aufeinander zu.

»Wie fühlst du dich?« fragte Bill.

»Herrlich«, gab Suko zu.

»Ich auch.« Nach dieser Antwort verdüsterte sich das Gesicht des Reporters. »Kannst du dir vorstellen, wo wir hier sind?«

»Ja, in Aibon.«

»Richtig, nur denk daran, wie dieses Land entstanden ist. Es war plötzlich da, kam aus dem Nichts und schwebte vor einem hohen Haus. Wenn das gleiche nun umgekehrt geschieht, dann…«

»Wir müssen wieder zurück!« unterbrach Suko den Reporter.

Bill drehte den Kopf. Dabei hob er die Schultern. »Ich weiß nicht, ob das geht. Sieh selbst, von dem Fenster ist nichts zu erkennen. Aibon will uns nicht mehr missen.«

Suko schwieg. Er folgte dem Blick des Reporters und stellte das gleiche fest. Tief saugte er die Luft ein und wischte sich über die Stirn. Das alles gefiel ihm überhaupt nicht, und er sah auch nicht den

gemeinsamen Freund John Sinclair.
Ob er sich noch im Haus befand?
Möglich war alles, zudem hatten weder Bill noch Suko Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, denn schräg vor ihnen erschien eine Gestalt. Es war eine Frau, und sie war aus dem Haus gekommen, denn hinter ihr befand sich, von einem seltsamen Nebel umgeben, die große Fensterscheibe. Von innen nach außen war sie durchsichtig, jedoch nicht von außen nach innen.
»Ich werde verrückt!« hauchte der Reporter, »das ist ja Miriam di Carlo!«
Suko nickte nur. Wie auch Bill beobachtete er die Frau, die sich völlig sicher innerhalb dieses fremden Landes und der anderen Dimension bewegte, als hätte sie schon immer dazugehört.
Der Chinese stieß Bill Conolly an. »Wir werden sie fragen«, sagte er, »los komm mit. Aber welchen Grund kann sie haben?«
»Keine Ahnung.«
Beide wußten nicht, was Miriam di Carlo und Isabella Norton voneinander wollten. Sie kannten das Verhältnis nicht, aber Freunde waren sie nicht gerade, denn die beiden Isabellas teilten sich so auf, daß sie von zwei Seiten aus Miriam di Carlo in die Zange nehmen konnten.
Das roch nach Gewalt.
Miriam war stehengeblieben, während Suko und Bill näher schlichen, ohne daß die anderen Notiz von ihnen nahmen. Sie verließen sich voll und ganz auf ihre Stärke, und eine Isabella Norton begann damit, sich zu verwandeln.
Hatte nicht Miriam von einem schleimigen Etwas gesprochen? So sah es aus, denn der Körper einer Isabella zerfloß plötzlich, wurde eine Zusammenballung aus Knochen und Schleim mit langen, ekelhaft glitschigen Armen, die über den Boden strichen. Augen wie Kugeln leuchteten weiß aus dem Kopf, und die langen Arme strichen über das Gras, wobei sie sich Isabella Norton näherten.
Die zuckte nicht einmal zurück. Sie blieb stehen und schaute dem Grauen ins Gesicht.
Sukos Hand glitt bereits an den Griff der Dämonenpeitsche, als Bill ihn anstieß und den Kopf schüttelte. Noch war die Gefahr nicht so groß, vielleicht konnten sie noch etwas über die Zusammenhänge und dieses Land erfahren.
Die beiden hatten sich nicht getäuscht, denn Miriam di Carlo begann zu sprechen. »Diesmal habe ich keine Angst«, erklärte sie. »Hier befinde ich mich in meiner eigentlichen Heimat und stehe unter deren Schutz. Auch Gesandte des Teufels, wie ihr sie seid, haben in Aibon keine Chance. Der Satan hat sich verrechnet. Er wollte das Land unter seine Kontrolle bringen, aber er schafft es nicht, denn die anderen

Kräfte sind stärker als er.«

»Täusche dich nicht!« hauchte die normale Isabella. »So stark ist Aibon nicht. Wenn es so wäre, hätte es uns nicht gelingen können, hineinzukommen. Unsere Kräfte können wir hier ebenfalls entfalten. Wir haben vom Teufel einen Auftrag. Er wußte, daß sich Aibon zeigt, um dich, eine verlorene Tochter, zu holen. Diese Chance haben wir genutzt. Statt deiner sind wir da, und wir werden dafür sorgen, daß du Aibon nicht lange genießen kannst.«

»Dieses Land wird euch den Tod bringen!« versprach Miriam. »Ihr gehört nicht hierher, und der Teufel selbst traut sich nicht, deshalb hat er euch vorgeschickt. Als Testpersonen sollt ihr fungieren, denn er will die Stärke des Landes herausfinden.«

»Stärke!« höhnte Isabella. Dan»Ich merke und sehe nichts von einer Stärke.«

»Ihr werdet euch wundern«, gab Miriam flüsternd zurück. »Sogar sehr wundern.«

Isabella Norton war besessen. Der Teufel hatte sie gezeichnet, und sie gehorchte ihm bedingungslos. »Bisher habe ich keine Gefahren erlebt. Ich fühle mich sicher, und ihr geht es ebenso. Wir haben dich angegriffen, aber nun werden wir dich töten. Du hättest schon beim erstenmal sterben sollen, uns kam es nur darauf an, in das Land hineinzukommen. Das haben wir geschafft.«

»Das Land wird euch vernichten!« versprach Miriam di Carlo. Sie behielt ihren unerschütterlichen Glauben bei. »Schaut in die Runde, dann seht ihr es. Hier in Aibon lassen es die Geister nicht zu, daß einer Tochter des Landes etwas geschieht. Spürt ihr nicht, wie der Boden zittert, wie er vibriert? Horcht genau, denn sie lauern in der Tiefe. Sie haben darauf gewartet. Auch sie können in die Zukunft blicken, und sie wußten, daß alles so kommen wird. Eure Chance zu überleben, ist dahin. Ihr seid so gut wie tot.«

Es waren interessante Dinge, die Bill und Suko da vernommen hatten.

Der Reporter stieß Suko an. »Das stimmt«, wisperte er. »Der Boden zittert tatsächlich.«

Auch Suko hatte es bemerkt. Bevor er noch eine Antwort geben konnte, quoll vor ihm etwas aus der Erde.

Es war ein feiner dünner Rauchschwaden, der kerzengerade in die Luft stieg, auseinanderfächerte, zu einer Wolke wurde und auf die beiden Isabellas zugetrieben wurde.

»Das ist einer der Geister, die euch töten werden!« versprach Miriam di Carlo. »Ihr kommt nicht mehr weg. Eure Chance ist gleich Null. Ihr habt den Bogen überspannt.«

Zum erstenmal gab Isabella keine Antwort. Die schwarzgekleidete Frau hob den Kopf und starrte die Wolke an, die allmählich näher

schwebte und sich über ihrem Kopf verdichtete.

Dann zischte sie einen Befehl. »Los, pack sie!«

Und das Monstrum reagierte…

***

Die von Isabella ausgestoßenen Worte waren für Bill und Suko ebenfalls ein Startsignal. Sie wollten vor und der waffenlosen Miriam di Carlo beistehen, doch sie hatten nicht mit den fremden Kräften des Landes Aibon gerechnet.

Was so wunderschön und romantisch auf den ersten Blick hin wirkte, erwies sich als eine tückische Falle.

Plötzlich schraubte sich dicht neben ihren Füßen das Gras in die Höhe.

Sie sahen nicht, wie es wuchs, es wurde nur länger, bewegte sich und umklammerte die Knöchel der beiden Freunde.

Dies geschah zur selben Zeit, so daß sie plötzlich beide den heftigen Ruck spürten, der sie fast von den Beinen gerissen hätte.

Bill und Suko wollten nach vorn taumeln. Ihre Verrenkungen dabei wirkten lächerlich, doch sie waren nötig, um das Gleichgewicht zu halten.

»Jetzt haben sie uns!« knirschte Bill. »Hätte ich nur nicht auf dich gehört, Dicker!«

»Laß langsam angehen«, erwiderte Suko und zog endlich seine Peitsche aus dem Gürtel.

Locker hielt er sie in der Hand, und ebenso locker schlug er einen Kreis über den Boden.

Es gab ein schleifendes Geräusch, als drei Riemen aus der Peitsche rutschten.

Suko drehte sich nach links, er wollte zuerst mit der Peitsche gegen Bill schlagen, um ihn von dem Gras zu befreien, das sich wie harte Fesseln um ihre Füße gewickelt hatte.

Mitten in der Bewegung stockte Suko, denn er vernahm plötzlich eine Stimme, die nur er hören konnte. Da sprach jemand zu ihm und warnte ihn gleichzeitig.

»Willst du dich zu einem Feind des Landes Aibon entwickeln, Fremder? Noch hast du eine Chance, wenn du aber Gewalt in diesem Land anwendest, wirst du Gewalt ernten, und sie kann euch vernichten.«

Suko zögerte.

Er hatte die Eindringlichkeit dieser Worte genau verstanden, und er war nicht so arrogant, um sie zu ignorieren.

Aber Bill hatte nichts gehört. Er warf Suko einen bösen und gleichzeitig auffordernden Blick zu. Schweiß stand auf der Stirn des Reporters.

Er hatte das Gefühl, in waberndem Gummi zu stehen, und er zischte Suko zu: »Verdammt, schlag doch zu!«

»Nein!«

Bills Augen blitzten. »Hast du Angst? Bist du zu feige? Dann gib mir die Peitsche!«

»Halt dich zurück, Bill!« forderte der Chinese. »Wenn ich zuschlage, sind wir verloren!«

»Spinnst du? Du kannst uns höchstens…«

Als der Reporter das Gesicht des Inspektors sah, da wußte er mit einemmal, daß Suko seine Gründe hatte, und so hielt auch Bill Conolly sein Wort zurück.

Im nächsten Augenblick erlebte er selbst fassungslos, daß sich die Fesseln an seinen Fußknöcheln lösten, und er sich wieder frei bewegen konnte.

Suko erging es ebenso, aber nur der Chinese hörte die ferne Stimme, die ihm etwas zuflüsterte. »Ich habe mich von eurer Lauterkeit überzeugt, deshalb seid ihr frei!«

»Wie ist das möglich?« wollte Bill wissen und ging auf den Chinesen zu.

Der hörte nicht darauf, was Conolly sagte, sondern interessierte sich nur für Miriam di Carlo und die beiden Körper der Isabella Norton. Der schreckliche, der ghoulähnliche, hatte den Befehl bekommen, das Mädchen zu töten.

Das wollte er auch.

Miriam di Carlo unternahm nichts, als das Wesen auf sie zuglitt und sie plötzlich mit seinen widerlichen Fangarmen erreichte. Wie lange Schlangen glitten die Arme an ihren Beinen hoch, um einen Augenblick später die Hüfte zu umspannen.

Doch da existierten nicht nur die Arme, sondern auch die Krallen. Einmal hätten sie Miriam fast zerfetzt, beim zweitenmal würden sie es sicherlich nachholen.

Die echte Isabella konnte sich nicht mehr halten. Ihr kicherndes Lachen zerschnitt die Stille des seltsamen Landes Aibon.

Doch Miriam gehörte dazu. Sie war ein Teil des rätselhaften Kontinents, und der schützte seine Kinder.

Und wenn es in Gestalt einer Wolke war, die urplötzlich eingriff…

***

Asmodis wollte triumphieren!

Das wußte ich, zudem hätte er sich mir sonst nicht gezeigt. Wie eine Malerei klebte er buchstäblich an der Decke und schaute aus seinen erbarmungslosen Augen auf mich nieder. Schwefeldampf füllte seine Mundhöhle. In trägen Wolken quoll er mir entgegen, so daß sein Bild vor meinen Augen verschleierte.

»Diesmal bin ich vor dir dagewesen, John Sinclair!« sagte und lachte er zur gleichen Zeit. »Ich wollte Aibon, ich habe herausgefunden, daß es an diesem Tage seine verlorene Tochter zurückholt, und nur heute konnte es mir gelingen, in das Land einzudringen. Ich werde nach Aibon gehen, niemand hindert mich mehr daran, auch du nicht, Geisterjäger. Ein kleiner Spalt der Tür ist offen.«

Aibon! Immer wieder Aibon. Bis zum heutigen Tage hatte ich nichts von diesem Land gehört, und nun kam der Begriff buchstäblich wie ein Sturmwind über mich.

Was war so wichtig an Aibon?

Diese Frage stellte ich auch dem Teufel. In den Sekunden vergaß ich meinen Zorn und meine Wut auf ihn, denn ich wollte endlich mehr wissen und vielleicht auch etwas über den dunklen Gral erfahren, der mir nach wie vor Kopfzerbrechen bereitete.

»Ich habe mir gedacht, daß du Aibon nicht kennst. Nur wenige kennen es«, erklärte der Teufel und ging damit auf meine Frage ein. »Aber Aibon ist wichtig, denn in diesem Land schlummern längst verborgene Kräfte, die derjenige, der sie zu seinen Gunsten beeinflussen kann, eine ungeheure Machtfülle gibt.«

»Ich weiß noch immer nichts.«

Da lachte der Satan. »Das brauchst du auch nicht, Geisterjäger. Es reicht dir zu wissen, daß Aibon existiert. Mehr ist nicht nötig.«

»Und der dunkle Gral?«

»Er ist Aibons Geheimnis.«

»Das du erfahren willst?«

»Richtig, Geisterjäger, das ich erfahren will. Und wenn ich es kenne, wirst du erleben, wie sich Kräfte plötzlich umkehren. Wie aus Gut Böse wird, aus Hell Dunkel, aus Feuer Wasser. Der dunkle Gral ist eines der bestgehüteten Geheimnisse überhaupt. Und er hat die Jahrtausende überdauert,, wobei gegen ihn sogar das alte Atlantis verblaßt.« Ein Fauchen erklang, und mir quoll wieder eine nach Schwefel riechende Wolke entgegen. »Habe ich dich neugierig gemacht, Sinclair?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Das wollte ich auch. Du sollst neugierig werden und irgendwann neugierig sterben. Nur wir können Aibon sehen, die anderen, die unten auf der Straße stehen, erkennen eine Nebelwand, aber wenn Aibon sich auflöst und sich ins Räderspiel der Zeiten zurückzieht, wird alles wieder so sein wie zuvor. Nun, Geisterjäger, kannst du dir denken, was dann passiert?«

Ja, verdammt, das konnte ich.

Die Personen, die sich jetzt innerhalb des geheimnisumwitternden Landes befanden, würden keinen Halt mehr besitzen, zu Boden fallen und zerschmettert werden.

»Für deine Freunde besteht keine Chance mehr, John Sinclair. Wenn Aibon verschwindet, kannst du am Fenster stehen und zusehen, wie sie in die Tiefe segeln…«

Ein häßliches, triumphierend klingendes Lachen folgte den Worten, doch es blieb ihm im Hals stecken, denn der Satan hatte gesehen, was sich jenseits der Scheibe abspielte.

Auch ich hielt den Atem an, denn zum erstenmal erlebte ich die Kraft des Landes Aibon…

***

Die Wolke war der Schutz. Aus der Erde war sie gekommen, als feiner Rauch zuerst, dann hatte sie sich verdichtet und war auf ihr Ziel allmählich zugeschwebt.

Natürlich hatten Isabella eins und Isabella zwei sie gesehen, aber sie fühlten sich sicher unter dem Schutzmantel des Satans.

Doch hier war Aibon und nicht die normale Welt.

In Aibon gab es andere Gesetze.

Noch wurde das Böse vernichtet und das Gute bewahrt. Der Teufel hatte es nicht geschafft, das Land und dessen Gesetze umzukehren. Was in den nächsten Augenblicken voll bestätigt wurde.

Aus der Wolke fiel Regen.

Es waren dicke, blaßrote Tropfen, die schwer wie Körner zu Boden klatschten, aber nicht nur ihn trafen, sondern vor allen Dingen das anvisierte Ziel.

Isabella und Miriam.

Das Monstrum hielt den Körper der Frau umschlungen wie eine Kletterpflanze ihr Holzgitter. Die langen Arme waren so weit gestreckt, daß die Klauen mit den Spitzen bereits dicht vor dem Gesicht des Mädchens schwebten.

Aber sie griffen nicht zu.

Sie schafften es nicht, denn der blaßrote Regen prasselte auf sie nieder, und er wirkte wie eine alles zerstörende Säure.

Das Schleimwesen zuckte zurück. Es stieß Laute aus, die kaum zu beschreiben waren. Zuckend setzte es seine seltsamen Füße nach hinten. Der Oberkörper schwang im Rhythmus mit, die hellen Augen tanzten, und jeder Tropfen wirkte wie der Stich eines Messers.

Er hieb gnadenlos in den Schleim.

Wo er traf, wurde der Schleim zerstört. Fast schien es so, als trockne er innerhalb eines Sekundenbruchteils aus, denn die blanken Knochen kamen zum Vorschein, so daß der Schleimkörper ein durchlöchertes Muster bekam.

Da schimmerten bleiche Knochen, und noch immer kam das Wesen nicht zur Ruhe, denn es hüpfte gurgelnd umher.

Auch die echte Isabella wurde nicht verschont.

Sie litt ebenso wie ihr jetzt verwandeltes Doppel. Von einem Tropfen wurde sie nicht direkt getroffen, indirekt allerdings bekam sie alles mit.

Und dies knüppelhart.

Sie taumelte zur Seite. Einmal warf sie ihren Körper nach links, dann wieder nach rechts. Den Mund hätte sie weit aufgerissen, die Arme waren gegen den Himmel gereckt, der sich flach und glatt wie ein Brett über Aibon spannte.

Überall dort, wo die zweite Isabella getroffen wurde, bekam sie den Druck auch zu spüren.

Die Kleidung schmolz weg, hell schimmerte die Haut, doch sie wurde sehr schnell an den Stellen dunkel, wo Isabella die Schmerzen verspürte und die Haut aufbrach.

Schwarzgraue Flecken erschienen. Einer entstand mitten auf der Stirn, und er verlief sich, dieser gewaltige, gleichzeitig unsichtbare Tropfen.

Da platzte die Haut auf dem Nasenrücken auf. Genau in dem Augenblick taumelte die Frau, die dem Teufel huldigte, auf Suko und Bill zu, blieb jedoch stehen, bevor sie die beiden erreichen konnte.

Die Männer sahen das Schaurige aus einer Schrittlänge Entfernung, und sie schüttelten sich, denn ihnen leuchtete der fahlweiße Nasenknochen entgegen.

Ein schlimmes, unheimliches Bild, das noch verstärkt wurde, denn auch auf beiden Wangen erschienen die Flecken.

Isabella schrie.

Langsam sackte sie dabei zu Boden, spreizte ihre Beine und kam mit den Knien zuerst auf. Noch hielt sie den Oberkörper aufrecht. Fast anklagend schaute sie auf Bill und Suko, die nicht eingriffen und ihr auch kein schnelles Ende bereiteten, denn man hatte sie gewarnt.

Dieses Land besaß seine eigenen Gesetze. Fremde sollten sich hüten, hier einzugreifen.

Danach richteten sich auch Bill und Suko.

Es war ein sonderbarer Ausdruck, den Suko und Bill auf dem Gesicht und in den Augen der Frau lasen. Eine Mischung aus Haß und Flehen.

Dann kam das Ende.

Bei dem Monstrum Isabella bahnte es sich zuerst an. Unheimliche Kräfte drückten von innen her gegen die Gestalt und zerrissen sie vor den Augen der beiden Männer.

Grünliche Tropfen flogen nach allen Richtungen davon, und im selben Augenblick sackte auch Isabella Norton nach vorn. Sie streckte dabei die Arme aus, ihre Hände fanden Halt auf dem Boden, aber er war so weich, daß sie einsanken.

Die Befürchtung der beiden Freunde bewahrheitete sich nicht. Isabella Norton wurde von den Kräften dieses Landes nicht zerstört,

sondern aufgesaugt.
Der Boden verschlang sie.
Aber als Leiche!
Sie war tot, das sahen Suko und Bill mit einem Blick. Wie steifgefroren wirkte sie, während sie immer weiter in die Tiefe gezerrt wurde und allmählich vor ihren Augen verschwand.
Zuletzt sahen sie noch das schaurige Gesicht mit dem bleichen Knochen als Nasenrücken.
Dann war es verschwunden.
Tief atmeten die Freunde ein. Bill hob die Schultern. »Damit hätte ich nicht gerechnet«, flüsterte er. »Dieses Land hält tatsächlich sein Versprechen.«
»Und wie wird es uns ergehen?«
Bill Conolly nickte. »Eine berechtigte Frage, aber ich weiß es nicht, Suko. Wenn John etwas hätte tun können, dann wäre er sicherlich…«
»Wir fragen sie«, sagte der Chinese und deutete auf Miriam di Carlo, die völlig normal und gesund vor ihnen stand.
Die Frau hatte die Worte gehört. Sie kam näher und schaute die beiden Männer dabei an. »Dieses Land«, sagte sie, »besitzt ein Geheimnis, und es gehört zu den Regeln von Aibon, daß derjenige, der das Land ungerufen betreten hat, es aus eigener Kraft nicht mehr verlassen kann und darf. Nur wer von uns gerufen wurde, der kann wieder gehen…«
Bill schluckte. »Soll das heißen, daß wir für alle Zeiten in Aibon bleiben müssen…?«
»Es sieht ganz so aus, fürchte ich«, flüsterte Suko.

***

Nicht nur Bill und Suko sahen den Niedergang der beiden Besessenen, auch ich konnte durch die Scheibe schauen und erlebte mit, wie diejenigen vergingen, die dem Satan gedient hatten.
Aibon zerstörte sie.
Über mir heulte der Satan. Seine Fratze glühte dunkelrot auf, seine Augen schienen mir entgegenzuspringen, doch ich irrte mich. Es waren nicht die Augen, sondern Feuer, das auf mich zuleckte.
Lodernde Flammenzungen, die mich zu Staub vernichtet hätten, und ich mußte ihnen mein Kreuz entgegenhalten.
Es wirkte wie ein Magnet.
Leicht war ich in die Knie gegangen, hielt meinen rechten Arm hochgereckt, und die roten Feuerzungen bekamen eine andere Richtung, denn sie jagten geradewegs auf mein Kreuz zu, wobei sie von dem geweihten Silber aufgesaugt wurden.
»So nicht, Satan!« brüllte ich und lachte noch wild dazu, während das Kreuz weitere Feuerzungen absorbierte. Manche davon waren lang

wie mein Unterarm.

Der Teufel aber fluchte.

Es war kein menschliches Fluchen, sondern ein gewaltiges Donnern, das er mir entgegenschleuderte, dann wurde ich eingehüllt von einer stinkenden Schwefelwolke, hörte ein schaurig hohles Pfeifen, und im nächsten Augenblick war der Satan weg.

Nur ein verbrannter Fleck an der Decke zeugte davon, wo er sich einmal befunden hatte.

Sein erster Anlauf, das Land Aibon zu erreichen, war mißglückt. Der Teufel mußte flüchten, denn der Macht und der Kraft des Kreuzes hatte er nichts entgegenzusetzen.

Obwohl er verschwunden war, atmete ich nicht auf. Zu sehr sorgte ich mich um meine Freunde. Auf der Stelle schnellte ich herum, schaute durch die Scheibe und erlebte in diesem Augenblick etwas Gewaltiges.

Über dem Land schwebte ein Gesicht.

Der Seher!

***

Es waren deprimierende Worte, die Suko und Bill von Miriam di Carlo zu hören bekamen, doch im nächsten Augenblick gab es eine Hoffnung für sie, denn in der Unendlichkeit des Himmels über Aibon erschien ein Gesicht, in dem besonders die Augen hervorstachen.

Güte, Weisheit und Klugheit verdeutlichte es. All das Wissen der Menschheit schien in ihnen gesammelt zu sein, und beide hörten die Worte eines Wesens, das auch sie als den Seher kannten.

»Tochter des Landes Aibon«, vernahmen sie die Stimme. »Du kennst die Gesetze und Regeln, denn du bist wieder zurückgekehrt. Nimm diese beiden Menschen und führe sie dorthin, woher sie gekommen sind. Aibon gibt sie frei, denn sie sind in das Land hineingetreten, um sich gegenseitig vor den Kräften der Hölle zu retten. Dies sollen sie nicht umsonst getan haben…«

Miriam di Carlo schaute hoch. Sie winkte, aber da war das Gesicht schon verschwunden. Mit ausgestreckten Armen trat sie auf Suko und Bill zu. Sie faßte die Hände der beiden Männer, drehte sich um und schritt mit ihnen wie über einen Teppich aus Wolken der großen Scheibe zu, die plötzlich kein Hindernis mehr bildete und durchlässig wurde.

»Lebt wohl.« Es waren die letzten Worte, die Suko und Bill hörten, dann verschwand Miriam di Carlo in der unendlichen Weite des Landes Aibon…

***

Ich aber stand da und starrte!

»He, John, träumst du?«

Das war Bills Stimme, ich zuckte zusammen und kam mir tatsächlich vor, wie aus einem tiefen Traum erwacht.

Ich schaute Bill an, der erleichtert lächelte, und Suko erging es nicht anders. Wir alle waren froh, daß ein so rätselhaftes Abenteuer endlich hinter uns lag, obwohl es neue Fragen aufgeworfen hatte.

»Miriam«, sagte ich, »sie ist…« Ich sprach nicht mehr weiter, sondern schaute an den Freunden vorbei.

Nein, da war nichts mehr von einem anderen Land zu sehen. Ein normaler dunkler Nachthimmel präsentierte sich unseren Blicken. Ein Himmel über London, worüber hin und wieder der Widerschein einzelner Lichtreflexe aufzuckte.

Aibon war längst zur Vergangenheit geworden. Und Miriam di Carlo auch.

»Sie ist dorthin gegangen, wo sich ihre wahre Heimat befindet«, erklärte Suko. »Wir konnten sie nicht halten, und du, John, hättest es auch nicht geschafft.«

Das sah ich ein.

»Fragt sich nur«, meinte Bill Conolly, »ob sie für uns verloren ist. Verloren für alle Zeiten.«

Ich schüttelte den Kopf. »Hoffentlich nicht«, erwiderte ich leise.

»Vielleicht wird sie uns warnen, zudem weiß sie auch von der Existenz des Satans, und sie wird ferner wissen, wie gefährdet ihr Land ist. Der Satan will alles.«

»Auch den Seher?«

Ich starrte in den Himmel, ohne auf Sukos Frage einzugehen. Der Seher!

Welch eine Gestalt! Wieder einmal hatte er sich uns gezeigt und wahrscheinlich ein Teil des Geheimnisses um seine Person gelüftet.

Sollte er tatsächlich der Herrscher von Aibon sein und über die sieben Tore des Schreckens wachen, brauchte ich mir um die Zukunft des Landes Aibon keine Sorgen mehr zu machen.

Trotz allem.

Und Miriam di Carlo, die ihren Weg gefunden hatte, wünschte ich alles Gute…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 260 »Ein Totenopfer für Clarissa«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 001 »Angst über London«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 225 »Mord-Insekten«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 240 »Vampir-Kosmetik«